Wägen und Wirken

*

Ein deutsches Lese- u. Lebens-Buch

Gedichtband

Die als freibleibend anzusehenden Grundpreise sind Goldmarkpreise

Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band gebunden M. 1.60

Zur Sprache und Literatur:

Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld. 2. Aufl. (Bd. 472.)

Die Sprachstämme d. Erdkreises. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 3. Aufl. (267.)

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaus. V. Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Aufl. . . . . (Bd. 268.)

Die deutsche Sprache von heute. Von Dr. W. Fischer. 2. Aufl. (Bd. 475.)

Fremdwortkunde. Von Prof. Dr. Elise Richter . . . (Bd. 570.)

Rhetorik. Von Prof. Dr. E. Geißler. I. Richtlin. f. d. Kunst d. Sprechens. 3. Aufl. II. Dtsche. Redekunst. 2. Aufl. (Bd. 455/456.)

Die menschliche Sprache, ihre Entwickl. b. Kinde, ihre Gebrechen u. der. Heil. V. Lehrer K. Nickel. Mit 4 Abb. (Bd. 586)

Poetik. V. Dr. R. Müller-Freienfels. 2. Aufl. . . . . (Bd. 460.)

Die griech. Komödie. V. Prof. Dr. A. Körte. Mit Titelbild u. 2 Taf. (Bd. 400.)

Die griech. Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffcken. M. 5 Abb. u. 1 Taf. (566.)

Griechische Lyrik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe. (Bd. 736.)

Die homerische Dichtung. Von Rektor Dr. G. Finsler . . (Bd. 496.)

German. Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. 3. Aufl. (Bd. 95.)

Die altnordische Literatur. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 782.)

Die germanische Heldensage. Von Dr. J. W. Bruinier. . (Bd. 486.)

Das Nibelungenlied. Von Prof. Dr. J. Körner . . . . (Bd. 591.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß . . . (Bd. 587.)

Die deutsche Volkssage. Von Dr. O. Böckel. 2. Aufl. . . (Bd. 262.)

Das deutsche Volkslied. Von Dr. J. W. Bruinier. 6. Aufl. (Bd. 7.)

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von Dr. J. W. Bruinier . . (Bd. 404.)

Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von Prof. Dr. K. Reuschel. I. Allg. Sprache. Volksdichtung. Mit 3 Fig. (644.)

Deutsche Romantik. Von Geh. Hofr. Prof. Dr. O. Walzel. I. Die Weltansch. 5. Afl II. Die Dichtg. 4. Afl. (232.)

Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. V. Dr. H. Spiero. Mit 3 Bildnissen auf 1 Tafel. (Bd. 390.)

Geschichte d. dtsch. Lyrik seit Claudius. V. Dr. H. Spiero. 2. Aufl. (254.)

Geschichte d. niederdtsch. Literatur v. d. ältest. Zeiten bis a. d. Gegenw. V. Prof. Dr. W. Stammler. (815.)

Das Theater. Von Prof. Dr. Chr. Gaehde. 3. Aufl. Mit 17 Abb. (Bd. 230.)

Der Schauspieler. Von Professor F. Gregori . . . . . (Bd. 692.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. 4 Bände. 2. Aufl. . . (Bd. 287/290.)

Lessing. Von Prof. Dr. Th. Schrempf. Mit einem Bildnis . . . (Bd. 403.)

Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildnis Schillers. 3. Aufl. (Bd. 74.)

Schillers Dramen. Von Progymnasialdirekt. E. Heusermann. (Bd. 493.)

Goethe. V. Prof. Dr. M. J. Wolff. (497.)

Kleist. Von Prof. Dr. H. Meyer-Benfey. (Bd. 567.)

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. G. Witkowski. 5. Aufl. . . . . (Bd. 51.)

Franz Grillparzer. V. Prof. Dr. A. Kleinberg. M. 1 Bildn. Grillp. (513.)

Friedrich Hebbel u. s. Dramen. V. Geh. Hofr. Prof. Dr. O. Walzel. 2. A. (408.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. 3. Aufl. (Bd. 283.)

Ibsen und Björnson. Von Prof. Dr. G. Neckel . . . (Bd. 635.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Anfragen ist Rückporto beizufügen

Wägen und Wirken

Ein deutsches Lese- und Lebensbuch

Gedichtsammlung

herausgegeben von

Dr. Walther Hofstaetter
Dresden

v. Bay
01c

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1924

Meinen lieben Schülern

besonders den Oberprimanern der letzten Jahre

in dankbarer Erinnerung an gemeinsame Arbeit

Walter Hoffacker.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Vorwort.

Dieser letzte Band von Wägen und Wirken will ein Doppeltes. Einmal will er die Auswahl an Dichtung, die in früheren Bänden erhalten war, abrunden und ergänzen durch das, was erst den Reiferen zugänglich ist. Dadurch soll ein voller Überblick über die Entwicklung seit Claudius ermöglicht werden. Um die geschichtliche Abfolge aufzuzeigen, ist ein Verzeichnis nach Dichtern beigefügt; dabei sind auch alle die Gedichte vermerkt, die in den früheren Bänden vorliegen. So wird jede einzelne Dichterpersönlichkeit erfaßt werden können und das Buch dem geschichtlich gerichteten Deutschunterricht genau so dienen wie frühere Sammlungen, die zeitlich geordnet waren.

Darüber hinaus aber will das Buch auch die deutschkundliche Einstellung ermöglichen: die Richtung auf das Verständnis des eigenen Volkes. Um all den Regungen deutscher Seele zu lauschen, bedarf es des Vergleichs verschiedener Dichtungen gleicher Stimmung. Darum ist das Buch nicht nach Dichtern geordnet sondern nach inneren Gruppen, in denen zum Teil die Gruppen früherer Bände ausklingen.

Durch diese Anordnung soll das Buch auch über die Schule hinaus Bedeutung gewinnen. Gleich anderen Sammlungen will es — wie das gesamte Werk Wägen und Wirken — dem Leben dienen, will Schule und Leben verbinden und soll — so hoffe ich — ein Hausbuch werden.

Eine solche Auswahl ist stets durch die Persönlichkeit des Wählenden bestimmt. Ich habe aber Anregungen von verschiedensten Seiten nutzen können. Besonders dankbar gedenke ich des Herrn Dr. Alfred Giesecke-Teubner in Leipzig, der nimmermüde das Buch betreute, und der Herren Studienrat Wolfgang Niemeyer in Zwickau und Dr. Will Grohmann in Dresden. Wenn mancher Leser eins oder das andere vermißt, das ihm lieb ist, so bitte ich zu bedenken, daß der Raum begrenzt ist.

Dresden, am 31. Oktober 1923.

Dr. Walther Hofstaetter.

Inhalt.

Natur: Seite

Naturleben 1

Mensch und Natur 4

Das Göttliche:

Die Größe Gottes 14

Ringen um Gott 14

Hingabe 16

Menschenleben:

Das Lied von der Glocke 23

Jugend, Elternhaus und Heimat 28

Liebe 31

Freundschaft 43

Tod 46

Gedächtnis 48

Menschenschicksal:

Einsamkeit 51

Unterm Fluch 52

Verzicht 55

Wissen vom Tod 58

Sehnsucht 60

Wille zum Leben 61

Heiliger Krieg 63

Stunden der Erhebung 73

Schuld und Sühne 79

Kultur, Arbeit, Alltag:

Sehnsucht und Grauen 90

Not und Armut 100

Arbeit 104

Die Schönheit unserer Zeit 108

Kunst und Künstler:

Glück und Schmerz des Schaffens 111

Den großen Meistern 115

Kunstgenuß 119

Vaterland und Menschheit:

Treue 120

Freiheit und Einigkeit 123

Vaterland 131

Menschheit 133

Anmerkungen 139

Verzeichnis der Dichter nach der geschichtlichen Abfolge.

Die Werke, denen Gedichte entnommen sind, sind in Anführungsstrichen vorweggestellt. Die schräggedruckten Angaben am Ende verweisen auf die in Band 1—5 enthaltenen Gedichte desselben Dichters. Die Namen in Klammer bezeichnen die Vertoner eines Gedichts.

Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote. * 1740 in Reinfeld, † 1815 in Hamburg. — Der Säemann (Schumann) 75, Christiane 150. — *Abendlied 3.*

Johann Gottfried Herder. * 1744 in Mohrungen (Ostpreußen), † 1803 in Weimar. — Germanien 290.

Gottfried August Bürger. * 1747 in Molmerswende am Harz, † 1794 in Göttingen. — An das Herz 122, Lenore 234. — *Der Schatzgräber 1, Kaiser und Abt 2.*

Ludwig Hölty. * 1748 Marienfee bei Hannover, † 1776 in Hannover. — Die Liebe 93, Minnelied (Schubert, Mendelssohn, Brahms) 100. — *Frühlingslied 1, Das Feuer im Walde 3.*

Johann Wolfgang von Goethe. * 1749 in Frankfurt a. M., † 1832 in Weimar. — Dämmerung senkte sich (Brahms) 34, Dem aufgehenden Vollmonde 35, Wanderers Nachtlied (Schubert, Schumann, Rubinstein) 45, Proömion 48, So schauet mit bescheidnem Blick 49, Was wär' ein Gott 50, Im Innern ist ein Universum auch 51, Wär' nicht das Auge sonnenhaft 58, Der Gott und die Bajadere 76, Vom Vater hab' ich 78, An meine Mutter 84, Blumengruß 98, Rastlose Liebe (Schubert, Schumann, R. Franz, Th. Kirchner, Raff) 99, Willkommen und Abschied (Schubert) 109, Mailied 110, Nähe des Geliebten (Beethoven, Schubert) 113, Wiederfinden 129, Gefunden (Richard Strauß) 131, Ilmenau 141, Klein ist unter den Fürsten Germaniens 142, Am 28. August 143, Gesang der Geister über den Wassern (Schubert, Loewe, Hiller) 170, An den Mond (Schubert, M. Hauptmann) 174, Wandrers Nachtlied (Schubert, Loewe, Liszt, Hiller, Raff, Kirchner) 186, Prometheus (Hugo Wolf, Schubert) 190, Feiger Gedanken (Reichardt, Brahms, Hugo Wolf) 202, Grenzen der Menschheit (Schubert, Hiller, Wolf) 203, Eigentum 205, Vermächtnis 206, Sprüche 209, Wandrers Gemütsruhe 210, Geh, gehorche meinen Winken 211, Seefahrt 218, Lynkeus der Türmer (Loewe, Schumann) 219, Zueignung 267, Gedichte sind gemalte Fensterscheiben 275, Hans Sachsens poetische Sendung 276, Schillers Reliquien 277, Das Göttliche 318. — *Heidenröslein 1, Legende vom Hufeisen 2, Der getreue Eckart 3, Epiphanias 3, Der Sänger 3, Hochzeitlied 4, Johanna Sebus 4, Am Ostertage 5, Der Schatzgräber 5, Der Zauberlehrling 5, Der Fischer 5, Der König in Thule 5.*

C. L. Stolberg. * 1750 in Bramstedt in Holstein, † 1819 in Sondermühlen. — Deutschlands Beruf 291.

Friedrich v. Schiller. * 1759 in Marbach, † 1805 in Weimar. — Das Lied von der Glocke 77. — Das verschleierte Bild zu Sais 163, Kassandra 164, Das Siegesfest 200, Sehnsucht (Schubert) 201, Hoffnung (Schubert, Lachner) 214, Worte des Glaubens 216, Die Ideale 217, An die Freude (Beethoven, Schubert) 222, Das Ideal und das Leben 223, Spaziergang 238, Das eleusische Fest 239, Die Götter Griechenlands 240, Das Mädchen aus der Fremde (Schubert, Tomaschek) 268, Antritt des neuen Jahrhunderts 295. — *Rätsel 2, Pförtners Morgenlied 2, Die Teilung der Erde 4, Der Taucher 4, Der Handschuh 4, Reiterlied 4, Die Kraniche des Ibykus 5, Die Bürgschaft 5.*

Friedrich Hölderlin. * 1770 in Lauffen am Neckar, † 1843 in Tübingen. — An den Äther 30, Hyperions Schicksalslied (Brahms) 162, An die Natur 167, An die Parzen 184, Die Heimat 199, Rückkehr in die Heimat 292, An die Deutschen 293, Gesang des Deutschen 294.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg). * 1772 in Wiederstädt im Mansfeldischen, † 1801 in Weißenfels. — Marienlied (Max Reger) 71, Es gibt so bange Zeiten 72, Sehnsucht nach dem Tode 73, Das Lied der Toten (Herzogenberg, Brahms) 155.

H. v. Kleist. * 1777 in Frankfurt a. O., † 1811 am Wannsee. — ~~Germania an ihre Kinder 296.~~

Clemens Brentano. * 1778 in Ehrenbreitstein, † 1842 in Aschaffenburg. — Sprich aus der Ferne 19, Der Spinnerin Lied (Riehl, Wüllner, Thuille) 118.

Adelbert v. Chamisso. * 1781 auf Schloß Boncourt, † 1838 in Berlin. — Winter 169, Dichters Unmut 272. — *Das Riesenspielzeug 1, Der rechte Barbier 2, Schloß Boncourt 4.*

Max v. Schenkendorf. * 1783 in Tilsit, † 1817 in Koblenz. — Frühlingsgruß an das Vaterland 297.

Marianne v. Willemer. Goethes Suleika. * 1784 in Linz, † 1860 in Frankfurt a. M. — Suleika 114.

Ludwig Uhland. * 1787 in Tübingen, † 1862 in Tübingen. — Der Schmied (Kreutzer, Schumann, Brahms, Ad. Jensen) 101. — *Zimmerspruch 1, Des Knaben Berglied 1, Siegfrieds Schwert 1, Die Rache 1, Schwäbische Kunde 2, Taillefer 3, Der blinde König 3.*

Joseph Freiherr v. Eichendorff. * 1788 in Lubowitz, † 1857 bei Neisse. — Schöne Fremde 38, Mondnacht (Brahms, Schumann) 44, Der Einsiedler (Schumann, Bruch, Reinthaler) 68, Sonntag 66, Die Stille (Mendelssohn, Schumann) 106, Wandersprüche 198. — *Der frohe Wandersmann 1, In Danzig 4, Morgenlied 2, Reiselied 3, Weihnachten 4, Morgengebet 5, Sehnsucht 5.*

Friedrich Rückert. * 1788 in Schweinfurt, † 1866 in Neuses bei Coburg. — Liebesfrühling 111, Kehr ein bei mir 221, Geharnischtes Sonett 296. — *Frisch an die Arbeit 2, Barbarossa 2, Geharnischtes Sonett 5.*

Franz Grillparzer. * 1791 in Wien, † 1872 in Wien. — Abschied 273, Wanderszene 280.

Karl Jung. Abendlied 298.

August Dennis v. Binzer. * 1795 in Kiel, † 1868 in Neisse. — Wir hatten gebaut 300.

August Graf v. Platen. * 1796 in Ansbach, † 1835 in Syrakus. — Ich möchte, wenn ich sterbe 145, Tristan 165. — *Das Grab am Busento 3.*

Annette v. Droste-Hülshoff. * 1797 in Hülshoff bei Münster, † 1848 in Meersburg am Bodensee. — Der Weiher 2, Im Grase 26, Das Haus in der Haide 70, Durchwachte Nacht 187, Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln 235. — *Der Knabe im Moor 3.*

Heinrich Heine. * 1797 in Düsseldorf, † 1856 in Paris. — Meergruß 29, Du bist wie eine Blume (Liszt, Schumann, Rubinstein) 107, Auf Flügeln des Gesanges (Mendelssohn) 108, Der Asra (Loewe, Rubinstein) 115, Das Meer erglänzte (Schubert) 124, Die Wallfahrt nach Kevlaar 128, Deutschland 301. — *Belsazar 4.*

Nicolaus Lenau. (Niembsch v. Strehlenau.) * 1802 in Csatad (Ungarn), † 1850 in Oberdöbling bei Wien. — Sturmesmythe 10, Herbstklage 32, Schilflied (Mendelssohn, Franz) 125, Herbstentschluß 172, Die drei Zigeuner (Hiller, Liszt, Rubinstein) 173. — *Der Postillon 3, Liebesfeier 5.*

Eduard Mörike. * 1804 in Ludwigsburg, † 1875 in Stuttgart. — Er ist's (Schumann, Franz, Wolf, d'Albert, Weingartner) 1, Um Mitternacht (Franz, Bruch, Wolf, Eyken) 15, Im Frühling (Herzogenberg, Wolf) 25, Gebet (Wolf, Kahn) 62, Schön Rohtraut (Schumann, Wolf) 105, Das verlassene Mägdlein (Franz, Schumann, Wolf) 120, Heimweh (Herzogenberg, Wolf) 121, Verborgenheit (Franz, Wolf) 157, Denk es o Seele (Franz, Wolf) 178, In der Frühe (Herzogenberg, Wolf, Reger) 188, Traurige Krönung (Dräsete) 232. — *Elfenlied 1, Selbstgeständnis 2, Der Tambour 3, An den Mai 3, Der alte Turmhahn 4, Geister am Mummelsee 4, Feuerreiter 5.*

Ferdinand Freiligrath. * 1810 in Detmold, † 1876 in Cannstatt. — Der Tod des Führers 299. — *Die Trompete von Vionville 2, Aus*

x) geschrieben.

dem schlesischen Gebirge 4, Die Auswanderer 4, Arbeit 5.

Friedrich Hebbel. * 1813 in Wesselburen, † 1863 in Wien. — Herbstbild (Pfitzner) 8, Abendgefühl (Cornelius, Brahms, Courvoisier) 39, Nachtlied (Schumann, Courvoisier) 42, Requiem 149, Schlafen 182, Gebet (Ritter, Reger, Courvoisier) 185, Unergründlicher Schmerz 189. — *Meisenglück 1, Der junge Schiffer 2, Aus der Kindheit 1, Schau ich in die tiefste Ferne 2, Das alte Haus 3, Das Kind am Brunnen 3, Vertrauen 3.*

Otto Ludwig. * 1813 in Eisfeld, † 1865 in Dresden. — 1848 303.

Fr. Wilh. Weber. * 1813 in Alhausen, † 1894 als Arzt in Nieheim. — Zwischen Halde und Heerweg 249.

Emanuel Geibel. * 1815 in Lübeck, † 1884 in Lübeck. — Für Musik 136, Wann o wann 304. — *Hoffnung 2, Morgenwanderung 2, Cita mors ruit 3, Nun kommt der Sturm 3, Nun will der Ost 4, Aus dem Walde 4, Gudruns Klage 4, Volkers Nachtgesang 4, Des Deutschritters Ave 4.*

J. G. Fischer. * 1816 in Groß-Süßen an der Schwäbischen Alb, † 1897 in Stuttgart. — „Gedichte": Elysium 79, In der Kirschenblüth 103.

Theodor Storm. * 1817 in Husum, † 1888 in Hademarschen. — Abseits 4, Die Nachtigall (Volkmann, Holstein, Courvoisier) 96, Lied des Harfenmädchens (Courvoisier, Hausegger) 116, Über die Haide (Brahms) 126, Schließe mir die Augen beide (Götz, Wolf, Courvoisier, Boehe) 137, Trost (Eyken) 138, Einer Toten 153, Spruch 213. — *Die Herrgottskinder 1, Weihnachtsabend 2, Von Katzen 3, Weihnachtslied 3, Nun geht der Mond 3, Herbst 3, 1. Januar 1851 4, Gode Nacht 5, Die Stadt 5, Ostern 5, Abschied 5.*

Klaus Groth. * 1819 in Heide, † 1899 in Kiel. — Dörp in Snee 81, Min Jehann 82, Inn Harst 231. — *Da war en Mann 3, Old Büsum 5.*

Gottfried Keller. * 1819 in Zürich, † 1890 in Zürich. — Abendlied (Thuille, Blech) 18, Morgen 20, Abendlied an die Natur 36, Stille der Nacht 43, Der Narr des Grafen von Zimmern 69, Die Entschwundene 127, Erkenntnis 204, Abendregen (Brahms) 207, Stein- und Holzreden 302, An das Vaterland 305, Frühlingsglaube 316. — *Sommernacht 3, In der Stadt 3, Die kleine Passion 3, Der Taugenichts 3, Jung gewohnt, alt getan 4, Winternacht 4, Waldlied 4.*

Theodor Fontane. * 1819 in Neuruppin, † 1898 in Berlin. — Mittag 3, Die Frage bleibt 171, Schlaf 177, Sprüche 208, Die Brück' am Tay 243, Archibald Douglas (Loewe) 286. — *Der alte Derfflinger 1, Herr von Ribbeck 2, John Maynard 3, Wo Bismarck liegen soll 3, Wag's 4, Schloß Eger 4, Gorm Grymme 5.*

Hermann Lingg. * 1820 in Lindau am Bodensee, † 1905 in München. — Lied (Brahms, Thuille, Pfitzner) 117. — *Heimkehr 3, Die Römerstraße 3.*

Moritz Graf v. Strachwitz. * 1822 in Peterwitz (Schlesien), † 1847 auf der Reise in Wien. — Helges Treue 140, Das Herz von Douglas 287. — *Wie ein fahrender Hornist 1.*

Conrad Ferdinand Meyer. * 1825 in Zürich, † 1898 in Zürich. — In Harmesnächten 54, Alle 60, Zwei Segel 135, Lethe (Berger) 151, Lenzfahrt 193, Die Füße im Feuer 237, Liederseelen 270. — *Einem Tagelöhner 2, Das Heiligtum 3, Gesang des Meeres 4, Der gleitende Purpur 4, Firnelicht 5, Alte Brücke 5.*

Paul Heyse. * 1830 in Berlin, † 1914 in München. — Heimkehr 91, Über ein Stündlein (Jensen, Berger, Pfitzner, Weingartner) 212. — *Mutterliebe 2, von Lacerten 3.*

Martin Greif. * 1839 in Speyer, † 1910 in Kufstein. — Vor der Ernte 6. — *Winterbild 1, Frau Holle 2, Sonntag auf dem Meere 2, Rheinfahrt 3, Der Sunnwendmann 3, Deutsches Gebet 5.*

Detlev v. Liliencron. * 1844 in Kiel, † 1909 in Alt-Rahlstedt bei Hamburg. — Einsame Eiche 28, Auf dem Kirchhof (Brahms) 74, Auf eine Hand 139, Tod in Ähren 148, In einer großen Stadt 161, Bitte an den Schlaf 183, Zwei Meilen Trab 230, Auf einem Bahnhof 241. — *Vogel im Busch 1, Legende 2, Abschied und Rückkehr 2, Wer weiß wo 3, Mein Vaterland 3, Plötzer Lüng 4, Kampf um die Wasserstelle 4, Heidebilder 5, Krieg und Friede 5.*

Friedrich Nietzsche. * 1844 in Röcken bei Lützen, † 1900 in Weimar. — Dem unbekannten Gott 52, Vereinsamt 158.

Carl Spitteler. * 1845 in Liestal im Baselland. — „Glockenlieder": Ein Gruß 134, Verschiedenes Erwachen 181.

Prinz Emil v. Schönaich-Carolath. * 1852 in Breslau, † 1908 in Haselhorst in Holstein. — Herbstreise 176, Bergpsalm 264. — *Daheim 3, O Deutschland 5.*

Gustav Falke. * 1853 in Lübeck, † 1916 in Großborstel. — „Neue Fahrt": Das Birkenbäumchen 27. — *Der tapfere Schneider 1, Der Frühling kommt 1, Die Sorglichen 1, Umzug der Katzenfamilie 1, Der Rittmeister 3, König Sommer 3, Die Schnitterin 3.*

Heinrich Hart. * 1858 in Wesel, † 1906 in Tecklenburg i. W. — Dem zwanzigsten Jahrhundert 310.

Karl Ernst Knodt. * 1856 in Eppelsheim (Oberhessen), † 1917 in Bensheim (Bergstraße). — „Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit": Aus Drang 194. — *Die alten Möbel 4, Wie der Türmer 5, Heimweh hat das Herz 5.*

Carl Hauptmann. * 1858 in Salzbrunn, † 1921 in Schreiberhau. — Meine Berge leuchten wieder 88.

Bruno Wille. * 1860 in Magdeburg, lebt in Friedrichshagen. — „Einsiedelkunst in der Kiefernheide": Entzauberung 242.

Gerhart Hauptmann. * 1862 zu Salzbrunn in Schlesien, lebt in Agnetendorf. — Im Nachtzug 264, O mein Heimatland 307.

Richard Dehmel. * 1863 in Windisch-Hermsdorf, † 1920 in Berlin. — Morgenandacht 21, Sommerabend 37, Manche Nacht 41, Die stille Stadt (Thuille, Berger) 90, Vergißmeinnicht 104, Der Arbeitsmann (Richard Strauß) 251, Erntelied 252, Bergarbeiterlied 257, Kunstgenuß 282, Der befreite Prometheus 317. — *In vierter Klasse 5, Glocke im Meer 5, Anno Domini 1812 5.*

Arno Holz. * 1863 in Rastenburg (Ostpr.), lebt in Berlin. — Rote Dächer 80, Aus „Phantasus" 229, Ein Bild — ein anderes 248. — *Nis Randers 3, Ceen Boot is noch buten 5.*

Karl Henckell. * 1864 in Hannover, lebt in München. — Der Steinklopfer 250.

Ricarda Huch geb. Huch. * 1864 in Braunschweig, lebt in München. — „Gedichte", „Liebesgedichte": Sehnsucht 97, Leben 144, Frieden 289. — *Aus dem Dreißigjährigen Kriege 4.*

Otto Julius Bierbaum. * 1865 in Grünberg (Schlesien), † 1910 in Kötzschenbroda bei Dresden. — „Irrgarten der Liebe": Efstase 59, Tiefe Stunde 179, Sehnsucht 180. — *Neujahrschoral 5.*

Hermann Löns. * 1866 in Kulm (Westpr.), gefallen vor Reims 1914. — „Der kleine Rosengarten": Der Tausch (Jöde) 102, Traum (Jöde) 119, Die Funken (Jöde) 123. — *Auf Feldwache 3, Der Kreuzstein 4, Der Bohrturm 5.*

Max Dauthendey. * 1867 in Würzburg, † 1918 fern von der ersehnten Heimat in Malung auf Java. — „Ultraviolett", „In sich versunkene Lieder im Laub": Drinnen im Strauß 13, Der Tag legt endlich sich 40, Heut es kein Abend werden will 94, Komm heim 112, Deine Hände 132.

Ottomar Enking. * 1867 in Kiel, lebt in Dresden. — „Vaterländische Gedichte": Ich habe schwer gerungen 309.

Stefan George. * 1868 bei Bingen, lebt in Bingen. — „Das Jahr der Seele", „Der siebente Ring": Jahr der Seele 9, Abend 11, Es lacht in dem steigenden Jahr 220.

Christian Morgenstern. * 1871 in München, † 1914 in Berlin. — „Wir fanden einen Pfad", „Auf vielen Wegen": An die Wolken 31, Ich bin aus Gott 61, Sonnenaufgang 65, Überwinde 197, Vor einem alten Schrank 283.

Alfred Mombert. * 1872 in Karlsruhe, lebt in Heidelberg. — „Der himmlische Becher": Nun beugt die Nacht 226, Hier ist ein Gipfel 227, In dieser mitternächtigen Zeit 228.

Gustav Schüler. * 1872 in Reetz, lebt in Friedrichshagen bei Berlin. — „Auf Strömen der Welt zu den Meeren Gottes", „Von Stundenleid und Ewigkeit": Der Gottsucher 55, Sonntag 67, An dein Werk 215. — *Eine Lerche 2.*

Otto zur Linde. * 1873 in Essen a. d. Ruhr, lebt in Berlin-Lichterfelde. — „Stadt und Landschaft", „Wege, Menschen und Ziele": Gen Ostern 24, Der Mond steht hinter meinem Haus 53.

Lulu v. Strauß und Torney. * 1873 in Bückeburg, lebt in Jena als Gattin des Verlegers Eugen Diederichs. — „Gedichte", „Balladen", „Neue Balladen und Lieder": Einst 47, Gott 54, Die Tulipan 236, Letzte Ernte 256. — *Sommer 4, Geschlossener Friedhof 5, Hertje von Horsbüll 5.*

Hugo v. Hofmannsthal. * 1874 in Wien, lebt in Rodaun in Wien. — „Die gesammelten Gedichte": Vorfrühling (Max Fiedler) 23, Die Beiden 95, Ballade des äußeren Lebens 245, Manche freilich 247.

Wilhelm v. Scholz. * 1874 in Berlin, lebt in Stuttgart. — „Der Spiegel“: Abend 12, Rheinüberfahrt 89.
Börries Frhr. v. Münchhausen. * 1874 in Hildesheim, lebt auf Windischleuba bei Altenburg. — „Balladen und ritterliche Lieder“, „Schloß in Wiesen“: Harzfahrt 22, Meiner Mutter 83, Lebensweg 130, Ein Lied Volkers 285, Bauernaufstand 288. — *Lederhosenfaga 3, Die Kiefer 3. Hunnenzug 4, Der Romfahrer 4, Alte Landsknechte 4, Ein Ziel 5, Eigen Land 5, Die Wunderwirkung der Latinität 5.*
Richard Schaukal. * 1874 in Brünn, lebt in Wien. — „Sehnsucht“, „Ausgewählte Gedichte“, „Heimat der Seele“: An den Herrn 63, An die Wanderer 160, Der Fiedler 274.
Rainer Maria Rilke. * 1875 in Prag. — „Stundenbuch“, „Neue Gedichte“: Gott 64, Horae Canonicae 192, Gehst du außen die Mauer entlang 225. — *Bodensee 5.*
Christoph Wieprecht. * 1875 in Essen, lebt dort als Eisendreher. — „Flammen“, „Hammer u. Schwert“, „Erde“: Feuerarbeiter 259, Martinwerk 260.
Leo Sternberg. * 1876 in Limburg a. d. Lahn, lebt in Rüdesheim. — Blut 16, Heldenblut 308.
Theodor Däubler. * 1876 in Triest, lebt in Berlin-Wilmersdorf. — „Das Sternenkind“, „Der sternenhelle Weg“: An die Natur 17, Winter 33.
Hermann Hesse. * 1877 in Calw, lebt in Montegnola. — „Gedichte“, „Musik des Einsamen“: Im Nebel 159, Kennst du das auch? 166, Eine Stunde hinter Mitternacht 271. — *Es gibt so Schönes 4, Traum 4.*
Ernst Thrasolt. (Matthias Tressel.) * 1878 in Beurig a. d. Saar, lebt in Heeg (Bez. Trier). — „Stille Menschen“: Hochgang 7, Eifeldorf 255.
Rudolf Alexander Schröder. * 1878 in Bremen, lebt in Horn bei Bremen. — „Unmut“, „Elysium“, „Deutsche Oden“: Sonett an eine Verstorbene 154, Das Glück ist ein leerer Schall 168, Nun kam der Abend 175.
Agnes Miegel. * 1879 in Königsberg, lebt dort. — „Gedichte“, „Balladen und Lieder“: Helle Nächte 46, Die Frauen von Nidden 146, Allerseelen 156, Schöne Agnete 233. — *Mainacht 2, Frühling 4, Die Staufer 4.*
Anton Wildgans. * 1881 in Wien, lebt dort. — „Dreißig Gedichte“: Armut 254, Meinem alten Lehrer 284.
Joseph Winckler. * 1881 in Mörs, lebt dort. — „Eiserne Sonette“: Die neue Zeit 258, Domdunkle Halle 263, Es summt der Dynamo 263, Drum klagt nicht 263. — *Grubenunglück 5.*
Jakob Kneip. * 1881 in Morshausen (Hunsrück), Führer der Werkleute auf Haus Upland. — „Bekenntnis“, „Der lebendige Gott“: Steht denn mein Dörfchen noch 86, Die arme Seele 147.
Paul Zech. * 1881 in Briesen. — „Die steinerne Brücke“: Das verlassene Vaterhaus 87.
Ernst Lissauer. * 1882 in Berlin, lebt dort. — „Der Acker“, „Bach“, „Gloria Anton Bruckners“: Ich wandre heim 92, Ein Holzschnitt 279, Die Tiere 281.
Ernst Stadler. * 1883 in Colmar, gefallen 1914. — „Der Aufbruch“: Reinigung 57, Glück 133, Parzifal vor der Gralsburg 195, Der Spruch 196, Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht 265.
Ina Seidel geb. Seidel. * 1885 in Eberswalde. — „Gedichte“, „Weltinnigkeit“: Landschaft vom Waldrand aus 5, Winternacht 306.
Gerrit Engelke. * in Hannover, gefallen 1918 wenige Tage vor dem Waffenstillstand. — „Rhythmus des neuen Europa“: An die Mutter 85.
Karl Bröger. * 1886 in Nürnberg, lebt dort. — „Gedichte“, „Soldaten der Erde“, „Flammen“: Der steinerne Psalm 266, Das Ganze 311, Der blühende Hammer 312, Wunsch in die Zukunft 314. — *Das Vermächtnis 5.*
Georg Heym. * 1887 in Hirschberg (Schlesien), ertrank 1912 bei Berlin. — „Der ewige Tag“: Abend 14.
Georg Trakl. * 1887 in Salzburg † Ende 1914 in Krakau. — „Gedichte“, „Sebastian im Traum“: In einem verlassenen Zimmer 152, Frühling der Seele 191.
Heinrich Lersch. * 1889 in München-Gladbach, lebt dort als Kesselschmied. — „Herz, aufglühe dein Blut“, „Deutschland“: An die Arbeiter 253, Vor einem Eisenwerk 261, Die Zeichner 262, Brüder 313. — *Schiffswerft 4, Soldatenabschied 5, Rückkehr aus dem Krieg 5.*
Franz Werfel. * 1890 in Prag. — „Gesänge aus den drei Reichen“: Lächeln, atmen, schreiten 224, Warum mein Gott 246.
Max Barthel. * 1893 in Dresden-Loschwitz, lebt in Berlin. — „Freiheit“, „Arbeiterseele“: Die Stadt 244 Goethe 278, Die neue Zeit 315.

Alphabetisches Verzeichnis der Dichter.

Max Barthel. Die Stadt 244, Goethe 278, Die neue Zeit 315.
Otto Julius Bierbaum. Ekstase 59, Tiefe Stunde 179, Sehnsucht 180.
August Dennis v. Binzer. Wir hatten gebaut 300.
Clemens Brentano. Sprich aus der Ferne 19, Der Spinnerin Lied 118.
Karl Bröger. Der steinerne Psalm 266, Das Ganze 311, Der blühende Hammer 312, Wunsch in die Zukunft 314.
Gottfried August Bürger. An das Herz 122, Lenore 234.
Adelbert v. Chamisso. Winter 169, Dichters Unmut 272.
Matthias Claudius. Der Säemann 75, Christiane 150.
Theodor Däubler. An die Natur 17, Winter 33.
Max Dauthendey. Drinnen im Strauß 13, Der Tag legt endlich sich 40, Heut es kein Abend werden will 94, Komm heim 112, Deine Hände 132.
Richard Dehmel. Morgenandacht 21, Sommerabend 37, Manche Nacht 41, Die stille Stadt 90, Vergißmeinnicht 104, Der Arbeitsmann 251, Erntelied 252, Bergarbeiterlied 257, Kunstgenuß 282, Der befreite Prometheus 317.
Annette v. Droste-Hülshoff. Der Weiher 2, Im Grase 26, Das Haus in der Haide 70, Durchwachte Nacht 187, Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln 235.
Joseph Freiherr v. Eichendorff. Schöne Fremde 38, Mondnacht 44, Der Einsiedler 68, Sonntag 66, Die Stille 106, Wandersprüche 198.
Gerrit Engelke. An die Mutter 85.
Ottomar Enking. Ich habe schwer gerungen 309.
Gustav Falke. Das Birkenbäumchen 27.
J. G. Fischer. Elysium 79, In der Kirschenblüth 103.
Theodor Fontane. Mittag 3, Die Frage bleibt 171, Schlaf 177, Sprüche 208, Die Brück' am Tay 241, Archibald Douglas 286.
Ferdinand Freiligrath. Der Tod des Führers 299.
Emanuel Geibel. Für Musik 136, Wann o wann 304.
Stefan George. Jahr der Seele 9, Abend 11, Es lacht in dem steigenden Jahr 220.
Johann Wolfgang von Goethe. Dämmerung senkte sich 34, Dem aufgehenden Vollmonde 35, Wanderers Nachtlied 45, Proömion 48, So schauet mit bescheidnem Blick 49, Was wär' ein Gott 50, Im Innern ist ein Universum auch 51, Wär' nicht das Auge sonnenhaft 58, Der Gott und die Bajadere 76, Vom Vater hab' ich 78, An meine Mutter 84, Blumengruß 98, Rastlose Liebe 99, Willkommen und Abschied 109, Mailied 110, Nähe des Geliebten 113, Wiederfinden 129, Gefunden 131, Ilmenau 141, Klein ist unter den Fürsten Germaniens 142, Am 28. August 143, Gesang der Geister über den Wassern 170, An den Mond 174, Wanderers Nachtlied 186, Prometheus 190, Feiger Gedanken 202, Grenzen der Menschheit 203, Eigentum 205, Vermächtnis 206, Sprüche 209, Wanderers Gemütsruhe 210, Geh, gehorche meinen Winken 211, Seefahrt 218, Lynkeus der Türmer 219, Zueignung 267, Gedichte sind gemalte Fensterscheiben 275, Hans Sachsens poetische Sendung 276, Schillers Reliquien 277, Das Göttliche 318.
Martin Greif. Vor der Ernte 6.
Franz Grillparzer. Abschied 273, Wanderszene 280.
Klaus Groth. Dörp in Snee 81, Min Jehann 82, Inn Harst 231.
Heinrich Hart. Dem zwanzigsten Jahrhundert 310.
Carl Hauptmann. Meine Berge leuchten wieder 88.
Gerhart Hauptmann. Im Nachtzug 264, O mein Vaterland 307.
Friedrich Hebbel. Herbstbild 8, Abendgefühl 39, Nachtlied 42, Requiem 149, Schlafen 182, Gebet 185, Schmerz 189.
Heinrich Heine. Meergruß 29, Du bist wie eine Blume 107, Auf Flügeln des Gesanges 108, Der Asra

115, Das Meer erglänzte 124, Die Wallfahrt nach Kevlaar 128, Deutschland 301.
Karl Henckell. Der Steinklopfer 250.
Johann Gottfried Herder. Germanien 290.
Hermann Hesse. Im Nebel 159, Kennst du das auch? 166, Eine Stunde hinter Mitternacht 271.
Georg Heym. Abend 14.
Paul Heyse. Heimkehr 91, Über ein Stündlein 212.
Hugo v. Hofmannsthal. Vorfrühling 23, Die Beiden 95, Ballade des äußeren Lebens 245, Manche freilich 247.
Friedrich Hölderlin. An den Äther 30, Hyperions Schicksalslied 162, An die Natur 167, An die Parzen 184, Die Heimat 199, Rückkehr in die Heimat 292, An die Deutschen 293, Gesang des Deutschen 294.
Ludwig Hölty. Die Liebe 93, Minnelied 100.
Arno Holz. Rote Dächer 80, Aus „Phantasus" 229, Ein Bild — ein anderes 248.
Ricarda Huch. Sehnsucht 97, Leben 144, Frieden 289.
Karl Jung. Abendlied 298.
Gottfried Keller. Abendlied 18, Morgen 20, Abendlied an die Natur 36, Stille der Nacht 43, Der Narr des Grafen von Zimmern 69, Die Entschwundene 127, Erkenntnis 204, Abendregen 207, Stein- und Holzreden 300, An das Vaterland 305, Frühlingsglaube 316.
H. v. Kleist. Germania an ihre Kinder 296.
Jakob Kneip. Steht denn mein Dörfchen noch 86, Die arme Seele 147.
Karl Ernst Knodt. Aus Drang 194.
Nicolaus Lenau. Sturmesmythe 10, Herbstklage 32, Schilflied 125, Herbstentschluß 172, Die drei Zigeuner 173.
Heinrich Lersch. An die Arbeiter 253, Vor einem Eisenwerk 261, Die Zeichner 262, Brüder 313.
Detlev v. Liliencron. Einsame Eiche 28, Auf dem Kirchhof 74, Auf eine Hand 139, Tod in Ähren 148, In einer großen Stadt 161, Bitte an den Schlaf 183, Zwei Meilen Trab 230, Auf einem Bahnhof 241.
Otto zur Linde. Gen Ostern 24, Der Mond steht hinter meinem Haus 53.
Hermann Lingg. Lied 117.
Ernst Lissauer. Ich wandre heim 92, Ein Holzschnitt 279, Die Tiere 281.
Hermann Löns. Der Tausch 102, Traum 119, Die Funken 123.
Otto Ludwig. 1848 303.
Conrad Ferdinand Meyer. In Harmesnächten 56, Alle 60, Zwei Segel 135, Lethe 151, Lenzfahrt 193, Die Füße im Feuer 237, Liederseelen 270.
Agnes Miegel. Helle Nächte 46, Die Frauen von Nidden 146, Allerseelen 156, Schöne Agnete 233.
Alfred Mombert. Nun beugt die Nacht 226, Hier ist ein Gipfel 227, In dieser mitternächtigen Zeit 228.
Christian Morgenstern. An die Wolken 31, Ich bin aus Gott 61, Sonnenaufgang 65, Überwinde 197, Vor einem alten Schrank 283.
Eduard Mörike. Er ist's 1, Um Mitternacht 15, Im Frühling 25, Gebot 62, Schön Rohtraut 105, Das verlassene Mägdlein 120, Heimweh 121, Verborgenheit 157, Denk es o Seele 178, In der Frühe 188, Traurige Krönung 232.
Börries Frhr. v. Münchhausen. Harzfahrt 22, Meiner Mutter 83, Lebensweg 130, Ein Lied Volkers 285, Bauernaufstand 288.
Friedrich Nietzsche. Dem unbekannten Gott 52, Vereinsamt 158.
Novalis (Friedrich v. Hardenberg). Marienlied 71, Es gibt so bange Zeiten 72, Sehnsucht nach dem Tode 73, Das Lied der Toten 155.
August Graf v. Platen. Ich möchte, wenn ich sterbe 145, Tristan 165.
Rainer Maria Rilke. Gott 64, Horae Canonicae 192, Gehst du außen die Mauer entlang 225.
Friedrich Rückert. Liebesfrühling 111, Kehr ein bei mir 221, Geharnischtes Sonett 296.
Richard Schaukal. An den Herrn 63, An die Wanderer 160, Der Fiedler 274.
Max v. Schenkendorf. Frühlingsgruß an das Vaterland 297.
Friedrich v. Schiller. Das Lied von der Glocke 77, Das verschleierte Bild zu Sais 163, Kassandra 164, Das Siegesfest 200, Sehnsucht 201, Hoffnung 214, Worte des Glaubens 216, Die Ideale 217, An die Freude 222, Das Ideal und das Leben 223, Spaziergang 238, Das eleusische Fest 239, Die Götter Griechenlands 240, Das Mädchen aus der Fremde 268, Antritt des neuen Jahrhunderts 295.
Wilhelm v. Scholz. Abend 12, Rheinüberfahrt 89.
Prinz Emil v. Schönaich-Carolath. Herbstreise 176, Bergpsalm 264.
Rudolf Alexander Schröder. Sonett an eine Verstorbene 154, Das Glück ist ein leerer Schall 168, Nun kam der Abend 175.
Gustav Schüler. Der Gottsucher 55, Sonntag 67, An dein Werk 215.
Ina Seidel. Landschaft vom Waldrand aus 5, Winternacht 36.
Carl Spitteler. Ein Gruß 134, Verschiedenes Erwachen 181.
Ernst Stadler. Reinigung 57, Glück 133, Parzifal vor der Gralsburg 195, Der Spruch 196, Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht 265.
Leo Sternberg. Blut 16, Heldenblut 308.
F. L. Stolberg. Deutschlands Beruf 291.
Theodor Storm. Abseits 4, Die Nachtigall 96, Lied des Harfenmädchens 116, Über die Haide 126, Schließe mir die Augen beide 137, Trost 138, Einer Toten 153, Spruch 213.
Moritz Graf v. Strachwitz. Helges Treue 140, Das Herz von Douglas 287.
Lulu v. Strauß und Torney. Einst 47, Gott 54, Die Tulipan 236, Letzte Ernte 256.
Ernst Thrasolt. Hochgang 7, Eifeldorf 255,
Georg Trakl. In einem verlassenen Zimmer 152, Frühling der Seele 191.
Ludwig Uhland. Der Schmied 101.
Fr. Wilh. Weber. Zwischen Halde und Heerweg 249.
Franz Werfel. Lächeln, atmen, schreiten 224, Warum mein Gott 246.
Christoph Wieprecht. Feuerarbeiter 259, Martinwerk 260.
Anton Wildgans. Armut 254, Meinem alten Lehrer 284.
Bruno Wille. Entzauberung 242.
Marianne v. Willemer. Suleika 114.
Joseph Winckler. Die neue Zeit 258, Domdunkle Halle 263, Es summt der Dynamo 263, Drum klagt nicht 263.
Paul Zech. Das verlassene Vaterhaus 87.

Natur.

Naturleben.

1. Er ist's.

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Eduard Mörike.

2. Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
so friedlich wie ein fromm Gewissen;
wenn Weste seinen Spiegel küssen,
des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
blaugoldne Stäbchen und Karmin,
und auf des Sonnenbildes Glanz
die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
und horcht des Schilfes Schlummerliede;
ein lindes Säuseln kommt und geht,
als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Annette v. Droste-Hülshoff.

3. Mittag.

Am Waldessaume träumt die Föhre,
am Himmel weiße Wölkchen nur;
es ist so still, daß ich sie höre,
die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
und doch, es klingt, als ström' ein Regen
leis tönend auf das Blätterdach.

Theodor Fontane.

4. Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
im warmen Mittagssonnenstrahle,
ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale;
die Kräuter blühn', der Heideduft
steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
in ihren goldnen Panzerröckchen,
die Bienen hängen Zweig um Zweig
sich an der Edelheide Glöckchen;
die Vögel schwirren aus dem Kraut —
die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
steht einsam hier und sonnbeschienen;
der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
behaglich blinzelnd nach den Bienen;
sein Junge auf dem Stein davor
schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
dem Alten fällt die Wimper zu,
er träumt von seinen Honigernten,
— kein Klang der aufgeregten Zeit
drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

5. Landschaft vom Waldrand aus.

Aus dunkler Hügel Wunden rinnt
der weiße Sand, — die Krähen schrein
und fallen vor dem nassen Wind
schwer in die schwanken Wipfel ein.
Föhren, blaugrün und aufgetürmt,
wild in den Himmel eingezackt,
Birken, braun, bebend und verstürmt,
die Stämme kupfern, kalkig, nackt.

Unter den großen Wolken schwingt
die Ebene grenzenlos und frei. —
Erst wenn die Nacht sie niederringt,
verstummt der Landschaft Litanei.

Ina Seidel.

6. Vor der Ernte

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Martin Greif.

7. Hochgang.

Ein Pfad aus blauem Schiefer,
von blühender Heide umbraunt,
grün säumt ihn Kiefer an Kiefer,
ein Windhauch raunt und raunt.

Und Sonne und Schatten von Zweigen
wechseln dir übers Gesicht.
Still schreitest du hin durch das Schweigen,
durch der Höhen Luft und Licht.

Die Täler drunten wie Särge
voll Nebel und Schwäche und Not,
rund hoch die Felsenberge
sonnenumloht.

Ernst Threfolt.

8. Herbstlied.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
denn heute löst sich von den Zweigen nur,
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Friedrich Hebbel.

9. Jahr der Seele.

Komm in den totgesagten park und schau:
der schimmer ferner lächelnder gestade
der reinen wolken unverhofftes blau
erhellt die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb das weiche grau
von birken und von buchs der wind ist lau
die späten rosen welkten noch nicht ganz.
Erlese küsse sie und flicht den kranz.

Vergiß auch diese letzten astern nicht
den purpur um die ranken wilden reben
und auch was übrig blieb von grünem leben
verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

Stefan George.

10. Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
ruht die tiefe See dahingegossen,
sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
ihre Wellenpulse sind versunken,
ungespüret glühn die Abendfunken,
wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
dunkle Wolken, die herüberhauchen
schwer, in stürmischer Beklommenheit;
eilig kommen sie heraufgefahren,
haben sich in angstverworrenen Scharen
um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
auf das stille Bett herab und schauen,
ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
und sie tanzen freudenwild und singen
ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Nicolaus Lenau.

11. Abend.

Der hügel, wo wir wandeln liegt im schatten
indes der drüben noch im lichte webt
der mond auf seinen zarten grünen matten
nur erst als kleine weiße wolke schwebt.

Die straßen weithin deutend werden blasser
den wandrern bietet ein gelispel halt
ist es vom berg ein unsichtbares wasser
ist es ein vogel der sein schlaflied lallt?
Der dunkelfalter zwei die sich verfrühten
verfolgen sich von halm zu halm im scherz ...
der rain bereitet aus gesträuch und blüten
den duft des abends für gedämpften schmerz.

Stefan George.

12. Abend.

Wir stehn und schaun und sprechen kein Wort —
der Abend zerflattert auf dunklen Wiesen.
Strenge Schatten kommen vom Torf,
steigen als stumme Riesen
über die Schollen behutsam fort
ins Dorf. —

Wilhelm v. Scholz.

13. Drinnen im Strauß.

Der Abendhimmel leuchtet wie ein Blumenstrauß,
wie rosige Wicken und rosa Klee sehen die Wolken aus.
Den Strauß umschließen die grünen Bäume und Wiesen,
und leicht schwebt über der goldenen Helle
des Mondes Sichel wie eine silberne Libelle.
Die Menschen aber gehen versunken tief drinnen im Strauß
wie die Käfer trunken und finden nicht mehr heraus

Max Dauthendey.

14. Abend.

Versunken ist der Tag in Purpurrot.
Der Strom schwimmt weiß in ungeheurer Glätte.
Ein Segel kommt. Es hebt sich aus dem Boot
am Steuer groß des Schiffers Silhouette.
Auf allen Inseln steigt des Herbstes Wald
mit roten Häuptern in den Raum, den klaren,
und aus der Schluchten dunkler Tiefe hallt
der Waldung Ton, wie Rauschen der Kitharen.
Das Dunkel ist im Osten ausgegossen,
wie blauer Wein kommt aus gestürzter Urne.
Und ferne steht, vom Mantel schwarz umflossen,
die hohe Nacht auf schattigem Kothurne.

Georg Heym.

15. Um Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
lehnt träumend an der Berge Wand,
ihr Auge sieht die goldne Wage nun
die Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
und kecker rauschen die Quellen hervor,
sie singen der Mutter, der Nacht ins Ohr
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
sie achtet's nicht, sie ist es müd;
ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
es singen die Wasser im Schlafe noch fort
vom Tage,
vom heute gewesenen Tage.

Eduard Mörike.

Mensch und Natur.

16. Blut.

Ich wanderte, wanderte immerzu.
Es sprach mein Blut: Was wanderst du?

Ich lauschte auf und merkte bald:
Es sprach mein Blut mit Welt und Wald.

Sie kannten sich. Und hin und her:
„Grüß Gott!" „Wie, kennst du mich nicht mehr?"

„So sehen wir uns wieder" rief
der Fels. Die Wolke droben rief:

„Auch ich bin Blut!" Es rief „Auch ich"
der Grashalm — „Denkst du noch an mich?"

„Wie lange war'n wir nicht zusammen,
die aus demselben Schoße stammen?"

rief eine Welle in der Flut.
„Wie ging's dir, Zwillingstropfen Blut?"

fragte der Wind. „Man kreist, man kreist"
— sagte das Blut — „Du weißt, du weißt."

Es fragte aus dem Grund der Erden:
„Wann wird wohl wieder Eines werden!" Leo Sternberg.

17. An die Natur.

Die Blätter brauchen mich, um heimlich zu verstummen,
die frische Quelle wird nach mir verlangen,
der Wald hat Bäume, um sich zu vermummen,
er läßt die Rehe bis an seinen Saum gelangen.

Ich will der Schöpfung Ansprachen vernehmen,
drum, liebe Seele, höre auf zu singen.
Das Rätsel ist vielleicht, daß wir uns schämen,
Uns bloß in Splitterungen dreist erbringen.

Natur du bist gewiß die Herzlichgute,
erblühst du, um die Seele keusch zu säubern?
Du ringst den Sommertag aus deinem Blute,
in Träumen reinigst du die Nacht von Räubern. Theodor Däubler.

18. Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,
gebt mir schon so lange holden Schein,
lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein.

Fallen einst die müden Lider zu,
löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
tastend streift sie ab die Wanderschuh,
legt sich auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
bis sie schwanken und dann auch vergehn,
wie von eines Falters Flügelweh'n.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Überfluß der Welt!

Gottfried Keller.

19. Sprich aus der Ferne.

Sprich aus der Ferne,
heimliche Welt,
die sich so gerne
zu mir gesellt!

Wenn das Abendrot niedergesunken,
keine freudige Farbe mehr spricht,
und die Kränze still leuchtender Funken
die Nacht um die schattichte Stirne flicht:

Wehet der Sterne
heiliger Sinn
leis' durch die Ferne
bis zu mir hin.

Wenn des Mondes still lindernde Tränen
lösen der Nächte verborgenes Weh,
dann wehet Friede. In goldenen Kähnen
schiffen die Geister im himmlischen See.

Glänzender Lieder
klingender Lauf
ringelt sich nieder,
wallet hinauf.

Wenn der Mitternacht heiliges Grauen
bang durch die dunklen Wälder hinschleicht
und die Büsche gar wundersam schauen,
alles sich finster, tiefsinnig bezeugt:

Wandelt im Dunkeln
freundliches Spiel,
still Lichter funkeln,
schimmerndes Ziel.

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
bietet sich tröstend und trau'rend die Hand.
sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
alles ist ewig im Innern verwandt.

Sprich aus der Ferne,
heimliche Welt,
die sich so gerne
zu mir gesellt.

Clemens Brentano.

20. Morgen.

So oft die Sonne aufersteht,
erneuert sich mein Hoffen
und bleibet, bis sie untergeht,
wie eine Blume offen;
dann schlummert es ermattet
im dunklen Schatten ein,
doch eilig wacht es wieder auf
mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
und immer wieder streitet,
das gute Blut, das nie verdirbt,
geheimnisvoll verbreitet!
So lang' noch Morgenwinde
voran der Sonne weh'n,
wird nie der Freiheit Fechterschar
in Nacht und Schlaf vergeh'n!

Gottfried Keller.

21. Morgenandacht.

Sehnsucht hat mich früh geweckt;
wo die alten Eichen rauschen,
hier am Waldrand hingestreckt,
will ich dich, Natur, belauschen.

Jeder Halm steht wie erwacht;
grüner scheint das Feld zu leben,
wenn im kühlen Tau der Nacht
warm die ersten Strahlen beben.

Wie die Fülle mich beengt!
so viel Großes! so viel Kleines!
wie es sich zusammendrängt
in ein übermächtig Eines!

Wie der Wind im Hafer surrt,
tief im Gras die Grillen klingen,
hoch im Holz die Taube gurrt,
wie die Blätter schauernd schwingen,

wie die Bienen taumelnd sammeln
und die Käfer lautlos schlüpfen —
O Natur! was soll mein Stammeln,
seh ich all das dich verknüpfen:

wie es mir ins Innre dringt,
all das Große, all das Kleine,
wie's mit mir zusammenklingt
in das übermächtig Eine!

Richard Dehmel.

22. Harzfahrt.

Taufrüh bin ich zu Berg gefahren,
noch tropfte rings es vom Geäst,
und in des Tannwalds dunklen Haaren
hing noch der Nebelschleier fest.
Es stieg vom Fichtennadelgrunde
ein Opferodem, feierlich,
wie ein Erinnern kam's zur Stunde
von fernen Sommern über mich.

Mit langen feuchten Händen strichen
die Zweige schmeichelnd mein Gesicht,
und alle meine Sorgen wichen,
und all mein Denken ward Gedicht.

In träumendem Bergaufwärtssteigen
ein neues Lied ich zag begann, —
mit großen Augen sah das Schweigen
des Waldes mich verwundert an.

Ins ferne Tal hinunterlauschend
betrat ich dann den Felsaltan,
von Berg zu Berge wogte rauschend
der grüne Buchenozean,
der zarte Rauch der Köhlerhütten
am Waldsaum zögernd aufwärts strich,
und irgendwo in Waldesmitten
ein Wagenknarren weiterschlich.

Börries v. Münchhausen.

23. Vorfrühling.

Es läuft der Frühlingswind durch kahle Alleen,
seltsame Dinge sind in seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt, wo Weinen war,
und hat sich geschmiegt in zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder Akazienblüten
und kühlte die Glieder, die atmend glühten.

Lippen im Lachen hat er berührt,
die weichen und wachen Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte als schluchzender Schrei,
an dämmernder Röte flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen durch flüsternde Zimmer
und löschte im Neigen der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind durch die Alleen,
seltsame Dinge sind in seinem Wehn.

Durch die glatten kahlen Alleen
treibt sein Wehn blasse Schatten.

Und den Duft, den er gebracht,
von wo er gekommen seit gestern nacht.

Hugo v. Hofmannsthal.

24. Gen Ostern.

Der Winter ist noch nicht gegangen,
und ist doch Frühlingszeit so nah.
Ich geh' zum Ostern nun mit Bangen,
mein Auferstehn ist noch nicht da.

Ich muß noch tiefer gehn, noch tiefer,
als mich die Grabfahrt tief geführt —
in tiefster Höhle Wandesschiefer
steht eingehaun: „Das Grab gebiert."

Noch muß der Berg der Bangnis wuchten
auf meiner Brust und meiner Gruft,
o, daß mich Silberwurzeln suchten
der Osterquelle! Licht, oh, Luft

und Lenz, wann steigt ihr in die Erde
und Schacht der Berge, und wann führt
die Blütenfackel und das Werde
durch Wald und Wies' und in mein Herz?

Unterm Tod ist Not mir geboren —
und Ostersonne ruft ihr Gruftgebot.
Es ist ein Glockenton in meinen Ohren:
„Auch deine Not, der Tod, ist tot!"

Otto zur Linde.

25. Im Frühling.

Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel;
die Wolke wird mein Flügel,
ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach sag' mir, alleinzige Liebe,
wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
sehnend
sich dehnend
in Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
es dringt der Sonne goldner Kuß
mir tief bis ins Geblüt hinein;
die Augen, wunderbar berauschet,
tun, als schliefen sie ein;
nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
mein Herz, o sage,
was webst du für Erinnerung
in golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte, unnennbare Tage.

Eduard Mörike.

26. Im Grase.

Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
von des Krautes Arom umhaucht,
tiefe Flut, tief, tieftrunkne Flut,
wenn die Wolk' am Azure verraucht,
wenn aufs müde, schwimmende Haupt
süßes Lachen gaukelt herab,
liebe Stimme säuselt und träuft
wie die Lindenblüt' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
jede Leiche sich streckt und regt,
leise, leise den Odem zieht,
die geschloßne Wimper bewegt,
tote Lieb', tote Lust, tote Zeit,
all die Schätze, im Schutt verwühlt,
sich berühren mit schüchternem Klang
gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
eines Strahls auf den trauernden See,
als des ziehenden Vogels Lied,
das mir niederperlt aus der Höh',
als des schillernden Käfers Blitz,
wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
als der flücht'ge Druck einer Hand,
die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
dieses eine: nur für das Lied
jedes freien Vogels im Blau
eine Seele, die mit ihm zieht,
nur für jeden kärglichen Strahl
meinen farbigschillernden Saum,
jeder warmen Hand meinen Druck,
und für jedes Glück einen Traum.

Annette v. Droste-Hülshoff.

27. Das Birkenbäumchen.

Ich weiß den Tag, es war wie heute,
ein erster Maitag, weich und mild,
und die erwachten Augen freute
das übersonnte Morgenbild.

Der frohe Blick lief hin und wieder,
wie sammelt er die Schätze bloß?
So pflückt ein Kind im auf und nieder
sich seine Blumen in den Schoß.

Da sah ich dicht am Wegesaume
ein Birkenbäumchen einsam stehn,
rührend im ersten Frühlingsflaume,
konnt' nicht daran vorübergehn.

In seinem Schatten stand ich lange,
hielt seinen schlanken Stamm umfaßt,
und legte leise meine Wange
an seinen kühlen Silberbast.

Ein Wind flog her, ganz sacht, und wühlte
im zarten Laub wie Schmeichelhand.
Ein Zittern lief herab, als fühlte
das Bäumchen, daß es Liebe fand.

Und war vorher die Sehnsucht rege,
hier war sie still, in sich erfüllt;
es war, als hätte hier am Wege
sich eine Seele mir enthüllt.

Gustav Falke.

28. Mitten im Feld stehende einsame alte Eiche.

Septembermittag. Sommerheiß.
Tiefstille überspinnt die Koppeln.
Des mächtigen Baumes Schattenkreis
liegt schwarz, ein Fleck, auf weißen Stoppeln.
Der Schnitter bringt den müden Leib
der Eiche kühlen Dämmerungen.
Vom Dorfe brachte ihm sein Weib
das Mittagessen und den Jungen.

Vom Vater sieht der Baum den Sohn
und Glied auf Glied, die Kette schmieden
und hört, wie lange Jahre schon
der Sense immer gleichen Frieden.

Detlev v. Liliencron.

29. Meergruß.

Aus der „Nordsee".

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
sei mir gegrüßt zehntausendmal
aus jauchzendem Herzen,
wie einst dich begrüßten
zehntausend Griechenherzen,
unglückbekämpfende, heimatverlangende,
weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
sie wogten und brausten,
die Sonne goß eilig herunter
die spielenden Rosenlichter,
die aufgescheuchten Möwenzüge
flatterten fort, lautschreiend,
es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
und weithin erscholl es wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
auf deinem wogenden Wellengebiet,
und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
die du geheimnisvoll bewahrst
dort unten im klaren Kristallhaus.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
in des Botanikers blecherner Kapsel
lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
und nun verlass' ich sie plötzlich,
und blendend strahlt mir entgegen
der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte
und es rauschen die weißen Blütenbäume,
und die jungen Blumen schauen mich an,
mit bunten, duftenden Augen,
und es duftet und summt und atmet und lacht
und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta! — — — — —

Heinrich Heine.

30. An den Äther.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
keiner, o Vater Äther! mich auf; noch ehe die Mutter
in die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
aber du nährest sie alle mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Samen die Hülse;
daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.

Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
aus der Woge zu dir; auch den edlen Tieren der Erde
wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
in die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
hüpft wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinabschäumt,
hin und wieder und schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Äthers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raum genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet.
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
aus der Gefangenschaft in des Äthers Halle mich trage.

Töricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
breiten wir über dem Boden uns aus und suchen und wandern
durch die Zonen der Erd', o Vater Äther! Vergebens;
denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in den freieren Ebenen
uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ozean reizt uns,
wo die leichtere Welle sich regt, — o wer dort an jene
goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
wo du fremde Gestad' umfängst mit der bläulichen Woge,
kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Äther! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Friedrich Hölderlin.

31. An die Wolken.

Und immer wieder,
wenn ich mich müde gesehn
an der Menschen Gesichtern,
so vielen Spiegeln
unendlicher Torheit,
hob ich das Auge
über die Häuser und Bäume
empor zu euch,
ihr ewigen Gedanken des Himmels.
Und eure Größe und Freiheit
erlöste mich immer wieder,
und ich dachte mit euch
über Länder und Meere hinweg
und hing mit euch
überm Abgrund Unendlichkeit
und zerging zuletzt
wie Dunst,
wenn ich ohn Maßen
den Samen der Sterne
fliegen sah
über die Äcker
der unergründlichen Tiefen.

Christian Morgenstern.

32. Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
Hat dein Herz sein Glück gefunden?

Waldesrauschen, wunderbar
hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
welkes Laub und welkes Hoffen.

Nicolaus Lenau.

33. Winter.

Geduldig ist der Wald,
behutsamer der Schnee,
am einsamsten das Reh.
Ich rufe. Was erschallt?
Der Widerhall macht Schritte.
Er kehrt zurück zu seinem Weh.

Das kommt heran wie leise Tritte.
Er findet mich in meiner Mitte.
Warum hab ich den Wald gestört!
Vom Schnee ward nichts gehört.
Hat sich das Reh gescheut?
Wie mich das Rufen reut.

Theodor Däubler.

34. Dämmrung.

Dämmrung senkte sich von oben,
schon ist alle Nähe fern;
doch zuerst emporgehoben
holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
schwarzvertiefte Finsternisse
widerspiegelnd ruht der See.

Nun am östlichen Bereiche
ahn' ich Mondenglanz und -glut;
schlanker Weiden Haargezweige
scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
zittert Lunas Zauberschein,
und durchs Auge schleicht die Kühle
sänftigend ins Herz hinein.

Wolfgang Goethe.

35. Dem aufgehenden Vollmonde.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! Hell und heller,
reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
überselig ist die Nacht.

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen
und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

wenn der Äther, Wolken tragend,
mit dem klaren Tage streitet
und ein Ostwind, sie verjagend,
blaue Sonnenbahn bereitet;

dankst du dann, am Blick dich weidend,
reiner Brust der Großen, Holden,
wird die Sonne, rötlich scheidend,
rings den Horizont vergolden.

Wolfgang Goethe.

36. Abendlied an die Natur.

Hüll' ein mich in die grünen Decken,
mit deinem Säuseln sing' mich ein,
bei guter Zeit magst du mich wecken
mit deines Tages jungem Schein!

Ich hab' mich müd' in dir ergangen,
mein Aug' ist matt von deiner Pracht;
nun ist mein einziges Verlangen,
im Traum zu ruh'n, in deiner Nacht.

Des Kinderauges freudig Leuchten
schon fingest du mit Blumen ein,
und wollte junger Gram es feuchten,
du scheuchtest ihn mit buntem Schein.
Ob wildes Hassen, maßlos Lieben
mich zeither auch gefangen nahm:
doch immer bin ich Kind geblieben,
wenn ich zu dir ins Freie kam.

Geliebte, die mit ew'ger Treue
und ew'ger Jugend mich erquickt,
du einz'ge Lust, die ohne Reue
und ohne Nachweh mich entzückt —
sollt' ich dir jemals untreu werden,
dich kalt vergessen, ohne Dank,
dann ist mein Fall genaht auf Erden,
mein Herz verdorben oder krank!

O steh mir immerdar im Rücken,
lieg' ich im Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
ruh' auf mir auch im schärfsten Streit!
Und sollte mich das Ende finden,
schnell decke mich mit Rasen zu;
o selig Sterben und Verschwinden
in deiner stillen Herbergsruh!

Gottfried Keller.

37. Sommerabend.

Klar ruhn die Lüfte auf der weiten Flur;
fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert,
im Schilf verglüht die letzte Sonnenspur,
ein blasses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde kommt ein Glockenton,
der Hirte sammelt seine satte Herde;
im stillen Walde steht die Dämmrung schon,
ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm,
die Glocke schweigt wie aus der Welt geschieden;
nur noch die Grillen geigen ihren Psalm.
So sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!

Richard Dehmel.

38. Schöne Fremde.

Es rauschen die Wipfel und schauern,
als machten zu dieser Stund'
um die halbversunkenen Mauern
die alten Götter die Rund'.
Hier hinter den Myrtenbäumen
in heimlich dämmernder Pracht,
was sprichst du wirr wie in Träumen
zu mir, phantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
mit glühendem Liebesblick,
es redet trunken die Ferne
wie von künftigem, großem Glück. —

Joseph v. Eichendorff.

39. Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
fühl' ich, zerrann,
aber den Schlummer
führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
immer empor,
kommt mir das Leben
ganz wie ein Schlummerlied vor.

Friedrich Hebbel.

40. Der Tag legt endlich . . .

Der Tag legt endlich die Krone ab,
groß und mächtig wächst jeder Baum,
Sehnsucht tritt an der Wipfel Saum,
und Seufzer fallen von Wolken herab.
Die Blätter hängen wie Stein bei Stein,
Nachtwinde schläfern die Erde ein.
Wem ein Seufzer fiel in den Schoß,
den lassen die Tränen nicht mehr allein,
den läßt die Dunkelheit nicht mehr los.
Dem wandern die Füße rastlos fort,
sein Mund spricht manches begrabene Wort,
die Nacht hängt als Schleppe an seinem Kleid,
bis ihn ein Herz von dem Seufzer befreit.

Max Dauthendey.

41. Manche Nacht.

Wenn die Felder sich verdunkeln,
fühl' ich, wird mein Auge heller;
schon versucht ein Stern zu funkeln,
und die Grillen wispern schneller.

Jeder Laut wird bilderreicher,
das Gewohnte sonderbarer,
hinterm Wald der Himmel bleicher,
jeder Wipfel hebt sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
wie das Licht verhundertfältigt
sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Richard Dehmel.

42. Nachtlied.

Quellende, schwellende Nacht,
voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt;
steigendes, neigendes Leben,
riesenhaft fühle ich's weben,
welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
wie dem Kinde die Amme,
und um die dürftige Flamme
ziehst du den schützenden Kreis.

Friedrich Hebbel.

43. Stille der Nacht.

Willkommen, klare Sommernacht,
die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
weit hinter ihm hör' ich das Meer
im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
den mir die Luft von Westen bringt,
indes herauf im Osten schon
des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
jetzt sterben mag ein Menschenkind
und ob vielleicht den Einzug hält
das vielersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
ein unergründlich Schweigen ruht,
ich fühle mich so leicht zumal
und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
verschwindet aus des Herzens Grund;
es ist, als tät' der alte Gott
mir endlich seinen Namen kund.

Gottfried Keller.

44. Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

Joseph Frh. v. Eichendorff.

45. Wanderers Nachtlied.

1783.

Über allen Gipfeln
ist Ruh,
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch. Wolfgang Goethe.

46. Helle Nächte.

Nun kommen die hellen Nächte zurück,
die die armen Toten nicht schlafen lassen,
ruhelos, mit verwirrtem Blick
irren sie durch die stillen Gassen.

In dem Nachtwind der Fliederduft
kommt von blühenden Gärten herüber,
und die Toten meinen, es ruft
ferne Zeit, die lange vorüber.

Und sie rütteln mit blasser Hand
an den Pforten, den wohlversperrten,
hinter der Mauer schlafgebannt
rauschen im Traum ihrer Jugend Gärten.

Agnes Miegel.

47. Einst.

Und wenn ich selber längst gestorben bin,
wird meine Erde wieder blühend stehen,
und Saat und Sichel, Schnee und Sommerpracht
und weißer Tag und blaue Mitternacht
wird über die geliebte Scholle gehen.

Und werden Tage ganz wie heute sein:
die Gärten voll vom Dufte der Syringen,
und weiße Wolken, die im Blauen ziehn,
und junger Felder seidnes Ährengrün,
und drüberhin ein endlos Märchensingen!

Und werden Kinder lachen vor dem Tor
und an den Hecken grüne Zweige brechen,
und werden Mädchen wandern Arm in Arm
und durch den Sommerabend still und warm
mit leisen Lippen von der Liebe sprechen!

Und wird wie heut der junge Erdentag
von keinem Gestern wissen mehr noch sagen,
und wird wie heut doch jeder Sommerwind
aus tausend Tagen, die vergessen sind,
geheime Süße auf den Flügeln tragen!

Lulu v. Strauß u. Torney.

Das Göttliche.

Die Größe Gottes.

48. Proömion.

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
in seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
in jenes Namen, der, so oft genannt,
dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
und deines Geistes höchster Feuerflug
hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Wolfgang Goethe.

49. So schauet mit bescheidnem Blick.

So schauet mit bescheidnem Blick
der ew'gen Weberin Meisterstück,
wie ein Tritt tausend Fäden regt,
die Schifflein hinüber herüber schießen,
die Fäden sich begegnend fließen,
ein Schlag tausend Verbindungen schlägt!
Das hat sie nicht zusammengebettelt;
sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
damit der ewige Meistermann
getrost den Einschlag werfen kann.

Wolfgang Goethe.

50. Was wär' ein Gott.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
so daß, was in ihm lebt und webt und ist,
nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Wolfgang Goethe.

51. Im Innern ist ein Universum auch.

Im Innern ist ein Universum auch;
daher der Völker löblicher Gebrauch,
daß jeglicher das Beste, was er kennt,
er Gott, ja seinen Gott benennt,
ihm Himmel und Erden übergibt,
ihn fürchtet, und womöglich liebt.

Wolfgang Goethe.

Ringen um Gott.

52. Dem unbekannten Gott.

Noch einmal, eh' ich weiterziehe
und meine Blicke vorwärts sende,
heb ich vereinsamt meine Hände
zu dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
daß allezeit
mich deine Stimme wieder riefe.
Darauf erglüht tief eingeschrieben
das Wort: dem unbekannten Gotte.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben:
Sein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehn
und, mag ich fliehn,
mich doch zu seinem Dienste zwingen.
Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen!

Friedrich Nietzsche

53. Der Mond steht hinter meinem Haus —

Der Mond steht hinter meinem Haus,
er schickt sein Licht ins dunkle Land hinaus.
Ich seh' den Mond nicht, doch das hell-
beglänzte Land.

In meinem Herzen steht ein milder Stern.
Ich geh' so dunkel durch die Welt; ach gern
nähm' ich des Sternes Licht heraus in meine Hand.

Der Atem Gottes weht von fern, fern her;
wir alle gehn verirrt, wir leiden sehr.
Tief summt die große Glocke, wo Gottes Atem weht.

Ein Meer ist aufgetürmt, wir schreiten stumm,
dann schrein wir gellend: „Finsternis und Furcht ringsum!"
Und doch ein leuchtend Sehnen über Sternen geht.

Otto zur Linde.

54. Gott.

Der Tag hing grau in den Wolken und war doch schwül und schwer,
die blauen Blitze flammten nachts über die Gärten her,
das Korn stand reif im Felde, und goldener war es nie.
Ich bog dem Gott der Liebe mit Zittern meine Knie.
Die Sommernelken blühten und brannten purpurrot, —
die ich mir damals pflückte, sind nun verdorrt und tot,
der Gott, vor dem ich kniete, er schritt an mir vorbei,
ihm nach durch graue Leere ging meiner Sehnsucht Schrei.
In gelbe Lindenwipfel stößt nun der nasse Wind, —
ich gehe stille Wege, die menschenferne sind.
Die Stirne, die ich senkte in Tränen und in Traum,
streift wieder eines Gottes dunkler Mantelsaum.
Und zwischen letzten Garben, die goldener Herbst beschert,
im Dampf gepflügter Scholle, die junger Saat begehrt,
das strenge Haupt erhoben in frischer Winde Wehn
seh' ich mit starken Füßen den Gott der Arbeit gehn!
Der du gebietend schreitest durch Sichelklang und Saat, —
sich mühen heißt dir beten, und Andacht ist die Tat!
Im Werke meiner Hände hör' meiner Sehnsucht Schrei:
Du Gott, zu dem ich bete, — Herr, geh mir nicht vorbei!

Lulu v. Strauß u. Torney.

55. Der Gottsucher.

Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht.
Ich schrie empor und bettelte ins Licht.
Da, wie ich weinend bin zurückgegangen,
faßt's leise meine Schulter: „Ich bin hier,
ich habe dich gesucht und bin bei dir."
Und Gott ist mit mir heimgegangen.

Gustav Schüler.

56. In Harmesnächten.

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
in Harmesnächten
und fühlt' gedrückt sie unverhofft
von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
kein Mensch ergründen,
doch will er treu sich allezeit
mit uns verbünden. C. F. Meyer.

57. Reinigung.

Lösche alle deine Tag' und Nächte aus!
Räume alle fremden Bilder fort aus deinem Haus!
Laß Regendunkel über deine Schollen niedergehn!
Lausche: Dein Blut will klingend in dir auferstehn!
Fühlst du: schon schwemmt die starke Flut dich neu und rein,
schon bist du selig in dir selbst allein
und wie mit Auferstehungslicht umhangen —
hörst du: schon ist die Erde um dich leer und weit
und deine Seele atemlose Dunkelheit,
die Morgenstimme deines Gottes zu umfangen. — Ernst Stadler.

Hingabe.

58. Wär' nicht das Auge sonnenhaft.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
die Sonne könnt' es nie erblicken;
läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Wolfgang Goethe.

59. Ekstase.

Gott, deine Himmel sind mir aufgetan
und deine Wunder liegen vor mir da
wie Maienwiesen, drauf die Sonne scheint.

Du bist die Sonne, Gott, ich bin von dir.
Ich seh mich selber in den Himmel gehn,
es braust das Licht in mir wie ein Choral.

Da breit ich Wandrer meine Arme aus,
und in das Licht verweh ich wie die Nacht,
die in die Morgenrötenbluft vergeht.

Otto Julius Bierbaum.

60. Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume —
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
da breiteten sich unter tausend Händen
die Tische, doch verdämmerten die Enden
in grauen Nebel, drinn auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
da streckte keine Schale sich vergebens,
da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

C. F. Meyer.

61. Ich bin aus Gott.

Ich bin aus Gott wie alles Sein geboren,
ich geh im Gott mit allem Mein zu sterben,
ich kehre heim, o Gott, als Dein zu leben.

Erst wurde ich aus deinem Ich gegeben,
dann galt es, dies Gegebne zu erwerben,
dir als ein Du es Brust an Brust zu heben.

Da wollte Stolz es mittendrin verderben,
und es ward dir, und du warst ihm verloren ...
bis daß du übermächtig mich beschworen!

Da ward ich dir zum andernmal geboren:
denn ich verstand zum erstenmal zu sterben,
denn ich empfand zum erstenmal zu leben.

Christian Morgenstern.

62. Gebet.

Herr! schicke, was du willt,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
und wolleſt mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

Eduard Mörike.

63. An den Herrn.

Du, in den wir münden,
du, aus dem wir erwacht:
Wer, wer darf dich verkünden,
der du dich selbst erdacht!

Der du über den Zeiten
thronst in Unendlichkeit,
über die Meere gleiten
Schatten von deinem Kleid.

Tage und Nächte schleichen
unten an seinem Saum.
Erblühen und Verbleichen
gabst du uns als Traum.

Richard Schaukal.

64. Gott.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.

Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden,
du Dom.

Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister,
und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsere hundert Geister
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
in unsern Händen hängt der Hammer schwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
die strahlend und als ob sie alles wüßte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern,
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
und deine kommenden Konturen dämmern.
Gott du bist groß.

Rainer Maria Rilke.

65. Sonnenaufgang.

Wer dich einmal sah
vom Söller des Hochgebirgs,
am Saum der Lande
emporsteigen,
aus schwarzem Waldschoß
emporgeboren,
oder purpurnen Meeren
dich leicht entwiegend —
wer dich einmal sah
die bräutliche Erde
aufküssen
aus Morgenträumen,
bis sie, von deiner Schwüre
Flammenodem
heiß errötend
dir entgegenblühte
in der zitternden Scham,
in dem ahnenden Jubel
jungfräulicher Liebe —
Der breitet die Arme
nach dir aus,
dem löset die Seele du
in Seufzer
tiefer Ergriffenheit,
oh, der betet dich an,
wenn beten heißt:
zu deiner lebenschaffenden
Glutenliebe
ein Ja und Amen jauchzen —
wenn beten heißt:
in den Ätherwellen des Alls
bewußt mitschwingen,
eins mit der Ewigkeit,
leibvergessen, zeitlos,
in sich der Ewigkeit
flutende Akkorde —
wenn beten heißt:
stumm werden
in Dankesarmut,
wortlos
sich segnen lassen,
nur Empfangender,

nur Geliebter...
Wer dich einmal sah
vom Söller des Hochgebirgs!

Christian Morgenstern.

66. Sonntag.

Die Nacht war kaum verblühet,
nur eine Lerche sang
die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
die Bäume übers Haus
sahn weit ins Land hinaus,
als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden
wie eine Kinderschar,
Tauperlen in dem Haar,
die Blumen alle standen.

Ich dacht': „Ihr kleinen Bräute,
was schmückt ihr euch so sehr? "
Da blickt' die eine her:
„Still, still, 's ist Sonntag heute."

„Schon klingen Morgenglocken;
der liebe Gott nun bald
geht durch den stillen Wald."
Da kniet' ich froh erschrocken.

Joseph Frhr. v. Eichendorff.

67. Sonntag.

Was wohl der Sonntag, einkehrstill,
nur immer von dir haben will?

Deine Seele will er, das arme Ding,
den müden, mißhandelten Schmetterling.

Er will ihm frischen den Farbenglanz,
daß er fröhlich fliege im Sonnentanz,

Der ganze graue Wochen lang
sich über keiner Blume schwang.

Gustav Schüler.

68. Der Einsiedler.

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
die Lüfte alle schlafen,
ein Schiffer nur noch, wandermüd,
singt übers Meer sein Abendlied
zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn
und lassen mich hier einsam stehn,
die Welt hat mich vergessen,
da tratst du wunderbar zu mir,
wenn ich beim Waldesrauschen hier
gedankenvoll gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
das weite Meer schon dunkelt,
laß ausruhn mich von Lust und Not,
bis daß das ew'ge Morgenrot
den stillen Wald durchfunkelt.

Joseph Frhr. v. Eichendorff.

69. Der Narr des Grafen von Zimmern.

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
Trepp' auf und ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertrieb
und stündlicher Genoß:
Sein Narr, annoch ein halbes Kind
und rosiges Gesellchen,
so leicht und luftig wie der Wind,
und trägt den Kopf voll Schellchen.

Nicht ohne Arg, wie ohne Bart,
an Possen reich genug,
ist doch der Fant von guter Art
und in der Torheit klug;
und was vergecken und verdrehn
die zappeligen Hände,
gerät ihm oft wie aus Versehn
zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
weilt in der Burgkapell',
da ist, wie schon das Amt beginnt,
kein Ministrant zur Stell'.
Rasch nimmt der Pfaff den Narrn beim Ohr
und zieht ihn zum Altare;
der Knabe sieht sich fleißig vor,
daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär' er's längst gewohnt,
bedient er den Kaplan;
doch wann's die Müh' am besten lohnt,
bricht oft der Unstern an;
denn als die heil'ge Hostia
vom Priester wird erhoben,
o Schreck! so ist kein Glöcklein da,
den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill,
erbleichend lauscht der Graf,
der gleich ein Unheil ahnen will,
das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
den Handel zu versöhnen;
die Kappe schüttelt er mit Macht,
daß alle Glöcklein tönen!

Da strahlt von dem Ciborium
ein goldnes Leuchten aus;
es glänzt und duftet um und um
im kleinen Gotteshaus,
wie wenn des Himmels Majestät
in frischen Veilchen läge:
der Herr, der durch die Wandlung geht, —
er lächelt auf dem Wege!

Gottfried Keller.

70. Das Haus in der Heide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
die strohgedeckte Hütte,
recht wie im Nest der Vogel duckt,
aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
die weißgestirnte Sterke,
bläst in den Abendduft und schnaubt
und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
mit reinlichem Gelände,
wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
das scheint den Grund zu jäten,
nun pflückt sie eine Lilie lind
und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
im Heidekraut sich strecken
und mit des Aves Melodie
träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
der Hobel rauscht, es fällt der Span,
und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
sich aus den Föhrenzweigen,
und grade ob der Hütte Dach
scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
es alte Meister hegten,
kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich
mit ihrem frommen Liede,
die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
und rings der Gottesfriede,

des Sternes wunderlich Geleucht
aus zarten Wolkenfloren —
ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Annette v. Droste-Hülshoff.

71. Marienlied.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
doch keins von allen kann dich schildern,
wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
seitdem mir wie ein Traum verweht
und ein unnennbar süßer Himmel
mir ewig im Gemüte steht.

Novalis.

72. Es gibt so bange Zeiten.

Es gibt so bange Zeiten,
es gibt so trüben Mut,
wo alles sich von weiten
gespenstisch zeigen tut.
Es schleichen wilde Schrecken
so ängstlich leise her,
und tiefe Nächte decken
die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
kein Halt der Zuversicht;
der Wirbel der Gedanken
gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn naht und locket
unwiderstehlich hin.
Der Puls des Lebens stocket,
und stumpf ist jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben
und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
gib stiller Sehnsucht Raum,
aus ihm geht eine Flamme
und zehrt den schweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
gerettet auf den Strand,
und schaust voll Freuden nieder
in das gelobte Land. Novalis.

73. Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schoß,
weg aus des Lichtes Reichen,
der Schmerzen Wut und wilder Stoß
ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ewge Nacht,
gelobt der ewige Schlummer.
Wohl hat der Tag uns warm gemacht
und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
mit unsrer Lieb' und Treue.
Das Alte wird hintangestellt,
was soll uns dann das Neue.
O! einsam steht und tiefbetrübt,
wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
in hohen Flammen brannten,
des Vaters Hand und Angesicht
die Menschen noch erkannten,
und hohen Sinns, einfältiglich
noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
uralte Stämme prangten,
und Kinder für das Himmelreich
nach Qual und Tod verlangten.
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kundgegeben
und frühem Tod in Liebesmut
geweiht sein süßes Leben.
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
damit er uns nur teuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
in dunkle Nacht gehüllet,
in dieser Zeitlichkeit wird nie
der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimat gehn,
um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr —
das Herz ist satt — die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnisvoll
durchströmt uns süßer Schauer —
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch
und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
zu Jesus, dem Geliebten —
Getrost, die Abenddämmrung graut
den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
und senkt uns in des Vaters Schoß.

Novalis.

74. Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
die Namen überwachsen, kaum zu lesen.
Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Detlev v. Liliencron.

75. Der Säemann.

Der Säemann säet den Samen,
die Erd empfängt ihn, und über ein kleines
wächset die Blume herauf.

Du liebtest sie, was auch dies Leben
sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
und sie entschlummerte dir.

Was weinest du neben dem Grabe
und hebst die Hände zur Wolke des Todes
und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
dahin, wie Blätter, nur wenige Tage
gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde,
doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den
Staub und
kehret zur Sonne zurück.

Matthias Claudius.

76. Der Gott und die Bajadere.

Mahadöh, der Herr der Erde,
kommt herab zum sechstenmal,
daß er unsersgleichen werde,
mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
läßt sich alles selbst geschehn:
Soll er strafen oder schonen,
muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
wo die letzten Häuser sind,
sieht er, mit gemalten Wangen,
ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus.
Und wer bist du? — Bajadere,
und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Zymbeln zum Tanze zu schlagen;
sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt: er siehet mit Freuden
durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
immer heitrer wird sie nur,
und des Mädchens frühe Künste
werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
bald und bald die Frucht sich ein:
ist Gehorsam im Gemüte,
wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
und sie fühlt der Liebe Qual,
und das Mädchen steht gefangen,
und sie weint zum erstenmal;
sinkt zu seinen Füßen nieder,
nicht um Wollust noch Gewinnst,
ach! und die gelenken Glieder
sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
bereiten den dunklen behaglichen Schleier
die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
früh erwacht nach kurzer Rast,
findet sie an ihrem Herzen
tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
aber nicht erweckt sie ihn,
und man trägt die starren Glieder
bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Priester, die Totengesänge,
sie rasset und rennet und teilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: Wir tragen die Alten,
nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
und so hast du keine Pflicht.

Nur dem Körper folgt der Schatten
in das stille Totenreich;
nur die Gattin folgt dem Gatten:
das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
mehret ihres Herzens Not:
Und mit ausgestreckten Armen
springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
aus der Flamme sich empor,
und in seinen Armen schwebet
die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Wolfgang Goethe.

Menschenleben.

77. Das Lied von der Glocke.

1799.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
rinnen muß der Schweiß,
soll das Werk den Meister loben;
doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
wenn gute Reden sie begleiten,
dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
was durch die schwache Kraft entspringt;
den schlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
und dazu ward ihm der Verstand,
daß er im innern Herzen spüret,
was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
doch recht trocken laßt es sein,
daß die eingepreßte Flamme
schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
schnell das Zinn herbei,
daß die zähe Glockenspeise
fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
die Hand mit Feuers Hilfe baut,
hoch auf des Turmes Glockenstube,
da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
und rühren vieler Menschen Ohr
und wird mit dem Betrübten klagen
und stimmen zu der Andacht Chor.

Was unten tief dem Erdensohne
das wechselnde Verhängnis bringt,
das schlägt an die metallne Krone,
die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
das befördert schnell den Guß.
Auch von Schaume rein
muß die Mischung sein,
daß vom reinlichen Metalle
rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
begrüßt sie das geliebte Kind
auf seines Lebens erstem Gange,
den es in Schlafes Arm beginnt;
ihm ruhen noch im Zeitenschoße
die schwarzen und die heitern Lose;
der Mutterliebe zarte Sorgen
bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
er stürmt ins Leben wild hinaus,
durchmißt die Welt am Wanderstabe,
fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
mit züchtigen, verschämten Wangen
sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
des Jünglings Herz, er irrt allein,
aus seinen Augen brechen Tränen,
er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
und ist von ihrem Gruß beglückt;
das Schönste sucht er auf den Fluren,
womit er seine Liebe schmückt.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
es schwelgt das Herz in Seligkeit —
o, daß sie ewig grünen bliebe,
die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein:
sehn wir's überglast erscheinen,
wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
ob das Spröde mit dem Weichen
sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
wo Starkes sich und Mildes paarten,
da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. —
Lieblich in der Bräute Locken
spielt der jungfräuliche Kranz,
wenn die hellen Kirchenglocken
laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
endigt auch den Lebensmai,
mit dem Gürtel, mit dem Schleier
reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
die Liebe muß bleiben;
die Blume verblüht,
die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
ins feindliche Leben,
muß wirken und streben
und pflanzen und schaffen,
erlisten, erraffen,
muß wetten und wagen,
das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
und herrschet weise
im häuslichen Kreise,
und lehret die Mädchen
und wehret den Knaben,
und reget ohn' Ende
die fleißigen Hände,
und mehrt den Gewinn
mit ordnendem Sinn,
und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück,
siehet der Pfosten ragende Bäume
und der Scheunen gefüllte Räume
und die Speicher, vom Segen gebogen,
und des Kornes bewegte Wogen,
rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
gegen des Unglücks Macht
steht mir des Hauses Pracht! —
Doch mit des Geschickes Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten,
und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die volkbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!

Denn die Elemente hassen
das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen;
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
ist der Himmel,
das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
durch der Straße lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile;
kochend wie aus Ofens Rachen
glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
unter Trümmern;
alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet;
durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht;
prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen
mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß!
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterstärke,
müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette;
in den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.

Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
glücklich ist die Form gefüllt;
wird's auch schön zu Tage kommen,
daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
vertrauen wir der Hände Tat,
vertraut der Sämann seine Saat
und hofft, daß sie entkeimen werde
zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
wir trauernd in der Erde Schoß
und hoffen, daß er aus den Särgen
erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome
schwer und bang
tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
die der schwarze Fürst der Schatten
wegführt aus dem Arm des Gatten,
aus der zarten Kinder Schar,
die sie blühend ihm gebar,
die sie an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
sind gelöst auf immerdar,
denn sie wohnt im Schattenlande,
die des Hauses Mutter war;
denn es fehlt ihr treues Walten,
ihre Sorge wacht nicht mehr;
an verwaister Stätte schalten
wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
laßt die strenge Arbeit ruhn;
wie im Laub der Vogel spielet,
mag sich jeder gütlich tun.
Winkt der Sterne Licht,
ledig aller Pflicht
hört der Pursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
fern im wilden Forst der Wandrer
nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
und der Rinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kommen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen,
bunt von Farben
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller,
um des Lichts gesell'ge Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
sich die Erde;
doch den sichern Bürger schrecket
nicht die Nacht,
die den Bösen gräßlich wecket,
denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten
und das teuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehres uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
seine Absicht hat's erfüllt,
daß sich Herz und Auge weide
an dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
doch wehe, wenn in Flammenbächen
das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wütend, mit des Donners Krachen,
zersprengt es das geborstne Haus,
und wie aus offnem Höllenrachen
speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten;
wenn sich die Völker selbst befrein,
da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
der Feuerzunder still gehäuft,
das Volk, zerreißend seine Kette,
zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
der Aufruhr, daß sie heulend schallt
und, nur geweiht zu Friedensklängen,
die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
die Straßen füllen sich, die Hallen,
und Würgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz;
noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
der Gute räumt den Platz dem Bösen,
und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn;
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.
Wehe denen, die dem Ewigblinden
des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
aus der Hülse, blank und eben,
schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
soll sie in blauem Himmelszelt,
die Nachbarin des Donners, schweben
und grenzen an die Sternenwelt,
soll eine Stimme sein von oben,
wie der Gestirne helle Schar,
die ihren Schöpfer wandelnd loben
und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
sei ihr metallner Mund geweiht,
und stündlich mit den schnellen Schwingen
berühr' im Fluge sie die Zeit;
dem Schicksal leihe sie die Zunge;
selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
begleite sie mit ihrem Schwunge
des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
der mächtig tönend ihr entschallt,
so lehre sie, daß nichts bestehet,
daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
daß sie in das Reich des Klanges
steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Friedrich Schiller.

Jugend, Elternhaus und Heimat.

78. Vom Vater hab ich die Statur.

Vom Vater hab ich die Statur,
des Lebens ernstes Führen,
vom Mütterchen die Frohnatur
und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
aus dem Komplex zu trennen,
was ist denn an dem ganzen Wicht
original zu nennen?

Wolfgang Goethe.

79. Elysium.

Und ist's mit dieser Welt herum,
und komm ich ins Elysium,
meiner Ahne Haus muß mit hinein,
sonst mag ich nicht darinnen sein.
Hinter dem Hause muß am Hag
die Sonne lagern den ganzen Tag.
Daß golden durch der Blätter Luken
wie Engelsbacken die Kürbiss' gucken,
daß die Nachbarn wieder herüberschaun,
die Arme aufgestemmt am Zaun,
wie sie am Sonntag aus den Pfeifen
lassen die blauen Wolken schweifen;
lustige Mägde ziehn am Haus
in weißer Schürze den Weg hinaus;
und draußen schütteln am Gartensaum
wir Buben den frühsten Birnenbaum.
So sei es im Elysium,
sonst scher ich mich den Teufel drum.

J. G. Fischer.

80. Rote Dächer!

Aus den Schornsteinen, hier und da, Rauch,
oben, hoch, in sonniger Luft, ab und zu, Tauben.
Es ist Nachmittag.
Aus Mohdrickers Garten her gackert eine Henne,
die ganze Stadt riecht nach Kaffee.

Ich bin ein kleiner, achtjähriger Junge
und liege, das Kinn in beide Fäuste,
platt auf dem Bauch
und gucke durch die Bodenluke.
Unter mir, steil, der Hof.
Hinter mir, weggeworfen, ein Buch.
. . . Franz Hoffmann . . . Die Sklavenjäger . . .

Wie still das ist!
Nur drüben in Knorrs Regenrinne
zwei Spatzen, die sich um einen Strohhalm zanken,
ein Mann, der sägt,
und dazwischen, deutlich von der Kirche her,
in kurzen Pausen, regelmäßig, hämmernd,
der Kupferschmied Thiel.

Wenn ich unten runter sehe,
sehe ich grade auf Mutters Blumenbrett:
ein Topf Goldlack, zwei Töpfe Levkoien, eine Geranie,
und mitten drin, zierlich in einem Zigarrenkistchen,
ein Hümpelchen Reseda.

Wie das riecht? Bis zu mir rauf!
Und die Farben! Jetzt! Wie der Wind drüber weht!
Die wunder-, wunderschönen Farben!

Ich schließe die Augen. Ich sehe sie noch immer. Arno Holz.

81. Dat Dörp in Snee.

Still as ünnern warme Dek
liggt dat Dörp in witten Snee,
mank de Ellern slöppt de Bek,
ünnert Is de blanke See.

Wicheln stat in witte Haar,
spegelt slapri all de Köpp,
all is ruhi, kold un klar,
as de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reckt,
nich en Leben, nicht en Lut;
blau na'n blauen Heben treckt
sach de Rok nan Snee herut.

Ich much slapen, as de Bom,
sünner Weh un sünner Lust,
doch dar treckt nu as in Drom
still de Rok to Hus. Klaus Groth.

Dek = Decke. mank = unter. Ellern = Erlen. Bek = Bach. Wicheln = Weiden. Rok = Rauch.

82. Min Jehann.

Ich wull, wi weern noch kleen, Jehann,
do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
weest noch? bi Nawers Sot.
An Heben seil de stille Maan,
wi segen, wa he leep,
un snacken, wa de Himmel hoch
un wa de Sot wul deep.

Weest noch, wat still dat weer, Jehann?
Dar röhr keen Blatt an Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann,
as höchstens noch in Drom.
Och ne, wenn do de Scheper sung,
alleen int wide Feld:
Ni wahr, Jehann, dat weer en Ton!
De eenzige op de Welt.

Mitünner inne Schummerntid
denn ward mi so to Mod,
denn löppt mi't langs den Rügg so hitt,
as domals bi den Sot.
Denn dreih ik mich so hasti um,
as weer ik nich alleen:
Doch allens, wat ik finn, Jehann,
dat is — ich sta un ween.

Klaus Groth.

Sot = Brunnen. Heben = Himmel. seil = segelte. snacken = sprachen. röhr = regte sich. Scheper = Schäfer. Schummerntid = Dämmerzeit.

83. Meiner Mutter.

Mein Haupt will ich bergen wie einstens
in deinem Schoß,
ich tat es vor Zeiten als Knabe, —
nun bin ich groß.

Von der Stirne streich mir die Locken
leise fort
und sprich mir wieder wie damals
ein zärtlich Wort.

Und küsse die brennende Wange
deinem Kind
und trockne am Auge die Träne,
die heiß mir rinnt.

So will ich liegen und träumen,
wie einst ich tat,
und vergessen, daß ich ins Leben,
ins wilde, trat.

Börries Frhr. v. Münchhausen.

84. An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief
von mir
so lang dir kommt, laß keinen Zweifel doch
ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
entwichen. — Nein, so wenig als der Fels,
der tief im Fluß vor ewgem Anker liegt,
aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
darüber fließt und ihn dem Aug ent-
reißt —

So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
aus meiner Brust, obgleich des Lebens
Strom,
vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend
drüber fließt
und, von der Freude bald gestreichelt, still
sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
ihr Haupt der Sonne zeigt und rings-
umher
zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn
verehrt.

Wolfgang Goethe.

85. An die Mutter.

Weit übers Meer her schlägt mir, Mutter,
dein Herz entgegen —
wie müssen alle Weiten sich bewegen
vor deinen Herzenswellen.

Dir strömt, immer kindlich und gut,
mein Blut wie am Anfang —
immer wie einst rinnt
durch mich der ewige Klang,
dein Muttergesang:
du, mein Kind!

Schon hebt sich, langsam wandelnd,
die Stunde, die starker Rührung voll
uns wieder zueinander bringen soll!
Schon zittert Freude durch die Weiten —
schon fühle ich dein Herz herübergleiten —
Mutter —

Bald kommt der Augenblick
voll wunderbarer Strömung,
da ich, ein Kindlein, Mutter,
wieder zu dir sinke —
Freude will ich in mir lallen —
eine Träne wird fallen —
bald, Mutter, bald!

Gerrit Engelke.

86. Steht denn mein Dörfchen noch.

Steht denn mein Dörfchen noch am
Hügel?
Zieht noch der Wind mit hellem
Flügel
darüberhin im Sonnenschein?
Und wenn die Sterne sich entzünden
und aus den tiefen Wiesengründen
der Nebel steigt talaus und ein:

Lockt noch die Nachtigall am Weiher,
und ist die große, heilige Feier
der Sommernacht bei euch wie einst?

Ich möchte wieder heimwärts fahren;
ich möchte durch die wunderbaren
tautrunknen Nächte schauernd gehn
und wie als Kind vom Himmelsrande
ins fabelhafte Jenseits sehn.

Jakob Kneip.

87. Das verlassene Vaterhaus.

Der ich in Ernteurlaub kam, um das Gewehr
mit Sense oder Harke zu vertauschen,
stand vor dem Vaterhaus und mußte lange lauschen,
eh sich vom Tore hob der Riegelbalken schwer.

Die Knechte schwammen durch das Roggenmeer
und Mutter grub Kartoffeln wo im Garten.
O dieses ungewohnte Auf-den-Vater-warten .....
Die Magd war alt und das Zigarrenkistchen leer.

Auf Tischen standen Teller schon in Reih und Glied
Die Küche spie Geruch von Apfelfladen .....
Ich sah durch's Fenster, wie ein makelloser Tag verschied.

Da sang ein Glockenmund den Abendpsalm hinaus
und hinter Wagen, hoch mit reifem Korn beladen,
traten die ersten Schnitter strahlend in das Haus.

Paul Zech.

88. Meine Berge leuchten wieder.

Meine Berge leuchten wieder,
menschenfern und nachtbetaut,
atme wieder Heimatodem,
Wälder rauschen laut.

Und wie Kinder mich umringen
meine Quellen in der Nacht.
Stehe stumm am Silberwasser,
wo's durch dunkle Erlen lacht,
funkeln Sterne. — Rings in Weiten
hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder,
zauberstill und nachtbetaut.

Carl Hauptmann.

89. Rheinüberfahrt.

Zum Bild, von Schatten überspannt,
von Abendfarben überglutet,
sinkt dort in sich zurück der Strand.
Und auseinander tritt das Land,
dem still mein Boot entgegenflutet
aus Schatten, drin es schon verschwand.

Die Ruder tauchen schweigend ein.
Still geht der Strom. Dem ewigen Fließen
drückt eine leichte Spur sich ein,
um mit dem Strom hinabzufließen,
aufspiegelnd, in den Dämmerschein,
aus dem die ersten Sterne grüßen.

Verworrener Laut vom Ufer hallt,
um graue Pfähle spült die Flut,
die Stadt ragt auf so dämmeralt
aus der im Strom erloschnen Glut,
in der ihr Spiegelschatten ruht,
indes der Strom vorüberwallt.

Wilhelm v. Scholz.

90. Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
ein blasser Tag vergeht;
es wird nicht lange dauern mehr,
bis weder Mond noch Sterne,
nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
da ging ein Lichtlein auf im Grund;
und durch den Rauch und Nebel
begann ein leiser Lobgesang
aus Kindermund.

Richard Dehmel.

91. Heimkehr.

Blühendes Heidekraut,
dein Duft ist wie der Hauch von Kinderlippen.
Dich trag ich heim im Busen, frischbetaut.
Rauschende Buchenkronen,
ihr kühltet über Tag mein heißes Haupt,
mög euch dafür der Wetterstrahl verschonen!

O trauter Lichtschein in der stillen Klause!
Ich höre Stimmchen hinterm Fenster lachen,
gar wohlbekannt; gottlob, ich bin zu Hause!

Paul Heyse.

92. Ich wandre heim vom Abendgang.

Ich wandre heim vom Abendgang,
da glänzt mein Haus in das dämmernde Land,
meine Fenster lohen blank,
als seien festlich droben Kerzen und Ampeln angebrannt.
Wolken sind durch die spiegelnden Scheiben ins Zimmer gestiegen,
und schmiegen
sich schimmernd entlang an Decke und Wand,
und wohnen mir im Haus und füllen es mit Pracht
eine funkelnde Stunde vor Schlaf und Nacht.

Ernst Lissauer.

Liebe.

93. Die Liebe.

Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlecht, aber der lastende
Kummer senket die Schale;
immer hebet die andere sich.

Irren, traurigen Tritts wanken wir unsern Weg
durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
eine Fülle der Freuden
in die steigende Schale geußt.

Wie dem Pilger der Quell silbern entgegen rinnt,
wie der Regen des Mais über die Blüten träuft,
naht die Liebe: des Jünglings
Seele zittert, und huldigt ihr!

Nähm' er Kronen und Gold, mißte der der Liebe? Gold
ist ihm fliegende Spreu; Kronen ein Flittertand;
alle Hoheit der Erde
sonder herzliche Liebe, Staub!

Los der Engel! Kein Sturm düstert die Seelenruh'
des Beglückten! Der Tag hüllt sich in lichtes Blau;
Kuß und Flüstern und Lächeln
flügelt Stunden an Stunden fort!

Herrscher neideten ihn, kosteten sie des Glücks,
das dem Liebenden ward, würfen den Königsstab
aus den Händen und suchten
sich ein friedliches Hüttendach.

Unter Rosengesträuch spielet ein Quell und mischt
dem begegnenden Bach Silber. So strömen flugs
Seel' und Seele zusammen,
wann allmächtige Liebe naht.

Ludwig Hölty.

94. Heut es kein Abend werden will.

Heut es kein Abend werden will;
in alle Gassen hinein
steht noch der Frühlingstag still.
Und der Laternen funkelnde Reihn
ziehen im letzten Tagesschein
wie in die Halle des Himmels ein.

Seht auch, es glänzen im Grau
die Steine der Straßen noch blau.
Der Tag will den Stein nicht verlassen;
er will ihn als Edelstein fassen,
weil die Menschen darüber gegangen,
die Menschen zu zwein und mit glühenden Wangen.

Max Dauthendey.

95. Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
Er ritt auf einem jungen Pferde,
und mit nachlässiger Gebärde
erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
den leichten Becher nehmen sollte,
so war es beiden allzu schwer:
Denn beide bebten sie so sehr,
daß keine Hand die andre fand
und dunkler Wein am Boden rollte.

Hugo v. Hofmannsthal.

96. Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
die ganze Nacht gesungen;
da sind von ihrem süßen Schall,
da sind in Hall und Widerhall
die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Blut,
nun geht sie tief in Sinnen,
trägt in der Hand den Sommerhut
und duldet still der Sonne Glut,
und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
die ganze Nacht gesungen;
da sind von ihrem süßen Schall,
da sind in Hall und Widerhall
die Rosen aufgesprungen.

Theodor Storm.

97. Sehnsucht.

Um bei dir zu sein,
trüg' ich Not und Fährde,
ließ' ich Freund und Haus
und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir,
wie die Flut nach dem Strande,
wie die Schwalbe im Herbst
nach dem südlichen Lande.

Wie den Alpsohn heim,
wenn er denkt, nachts alleine,
an die Berge voll Schnee
im Mondenscheine.

Ricarda Huch.

98. Blumenstrauß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
ach, wohl eintausendmal,
und ihn ans Herz gedrücket
mir hunderttausendmal!

Wolfgang Goethe.

99. Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
dem Wind entgegen,
im Dampf der Klüfte,
durch Nebeldüfte,
immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
möcht' ich mich schlagen,
als so viel Freuden
des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
von Herzen zu Herzen,
ach wie so eigen
schaffet das Schmerzen!

Wie, soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Wolfgang Goethe.

100. Minnelied.

Holder klingt der Vogelsang,
wann die Engelreine,
die mein Jünglingsherz bezwang,
wandelt durch die Haine.

Röter blühet Tal und Au,
grüner wird der Rasen,
wo die Finger meiner Frau
Maienblumen lasen.

Ohne sie ist alles tot,
welk sind Blüt' und Kräuter;
und kein Frühlingsabendrot
dünkt mich schön und heiter.

Traute minnigliche Frau,
wolleſt nimmer fliehen,
daß mein Herz, gleich dieser Au,
mög' in Wonne blühen!

Ludwig Hölty.

101. Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
den Hammer er schwinget,
das rauschet, das klinget,
das dringt in die Weite
wie Glockengeläute
durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin,
da sitzet mein Lieber,
doch, geh' ich vorüber,
die Bälge dann sausen,
die Flammen aufbrausen
und lodern um ihn.

Ludwig Uhland.

102. Der Tausch.

Du hast mein Herz gefangen
mit deiner weißen Hand;
du hast mein Herz bestricket
mit einem roten Band.

Ich komm zu dir gegangen,
mein Herz gib wieder her;
denn da, wo es geschlagen,
ist alles taub und leer.

Was willst du mit zwei Herzen,
drum gib zurück es mir;
und willst du es behalten,
so gib mir deins dafür.

Hermann Löns.

103. „In der Kirschenblüt'."

Draußen am Platz
in der Kirschenblüt'
beim Bronnen hat mich geherzt mein Schatz,
nicht zu singen und sagen.

Ach wie herrlich im Sonnenschein
rauschte der Quell! daß dich Gott behüt',
trink ihn, selige Kirschenblüt',
samt der Sonne ins Herz hinein,
goldene Früchte wirst du tragen,
wo draußen am Platz
in der Kirschenblüt'
mich geherzt mein Schatz,
nicht zu singen und sagen.

J. G. Fischer.

104. Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht in einer Waffenschmiede —
was haben die hier zu tun?
Sollte heimlich der Friede
hinterm Hause am Bache ruhn?
Laut hallen die Hämmer in hartem Takt:
Angepackt, angepackt,
die Arbeit muß zu Ende!
Und das Eisen glüht, und das Wasser
zischt;
und wenn der Schwalch die Flamme auf-
frischt,
glänzen die schwarzen Hände.
Aber manchmal blickt ein rußig Gesicht
still nach dem himmelblau blühenden
Strauß.
Dann scheint's, eine Stimme singt hinterm
Haus:
Vergiß mein nicht! —

Richard Dehmel.

105. Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
so dient der Knab auf Ringangs Schloß
in Jägertracht und hat ein Roß,
mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
da lacht Schön-Rohtraut:
„Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!"
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig stille, mein Herze!

Eduard Mörike.

106. Die Stille.

Es weiß und rät es doch keiner,
wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach, wüßt' es nur einer, nur einer,
kein Mensch es sonst wissen soll!

So still ist's nicht draußen im Schnee,
so stumm und verschwiegen sind
die Sterne nicht in der Höhe,
als meine Gedanken sind.

Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
da fliegen zwei Lerchen auf,
die überfliegen einander,
mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein
und zöge über das Meer,
wohl über das Meer und weiter,
bis daß ich im Himmel wär!

Joseph Frhr. v. Eichendorff.

107. Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume
so hold und schön und rein;
ich schau' dich an, und Wehmut
schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
aufs Haupt dir legen sollt',
betend, daß Gott dich erhalte
so rein und schön und hold.

Heinrich Heine.

108. Auf Flügeln des Gesanges.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
fort nach den Fluren des Ganges,
dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
im stillen Mondenschein;
die Lotosblumen erwarten
ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
und schaun nach den Sternen empor;
heimlich erzählen die Rosen
sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
die frommen, klugen Gazell'n;
und in der Ferne rauschen
des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
unter dem Palmenbaum,
und Liebe und Ruhe trinken
und träumen seligen Traum.

Heinrich Heine.

109. Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
und an den Bergen hing die Nacht;
schon stand im Nebelkleid die Eiche,
ein aufgetürmter Riese, da,
wo Finsternis aus dem Gesträuche
mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
sah kläglich aus dem Duft hervor,
die Winde schwangen leise Flügel,
umsausten schauerlich mein Ohr;
die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
floß von dem süßen Blick auf mich;
ganz war mein Herz an deiner Seite
und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
umgab das liebliche Gesicht,
und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden
und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Wolfgang Goethe.

110. Mailied.

Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn.

Du segnest herrlich
das frische Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
und Morgenblumen
den Himmelsduft,

wie ich dich liebe
mit warmem Blut,
die du mir Jugend
und Freud' und Mut

zu neuen Liedern
und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
wie du mich liebst!

Wolfgang Goethe.

111. Liebesfrühling.

Du meine Seele, du mein Herz,
du meine Wonne, du mein Schmerz,
du meine Welt, in der ich lebe,
mein Himmel du, darein ich schwebe,
o du mein Grab, in das hinab
ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
du bist vom Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
dein Blick hat mich vor mir verklärt,
du hebst mich liebend über mich,
mein guter Geist, mein bessres Ich!

Friedrich Rückert.

112. Komm heim!

Komm heim, komm heim, ich kann's nicht erwarten,
schon schließt der Abend die Blumen im Garten,
schon wird der Boden zu Füßen mir rot.
Die letzte Flamme der Sonne verloht.
Die Bäume erschrecken, der Wind geht nach Haus,
meine Gedanken strecken sich nach dir aus.

Max Dauthendey.

113. Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer in Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub sich hebt;
in tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen die Welle steigt;
im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen, wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne, du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne. O wärst du da!

Wolfgang Goethe.

114. Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
denn du kannst ihm Kunde bringen,
was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes, sanftes Wehen
kühlt die wunden Augenlider;
ach, für Leid müßt' ich vergehen,
hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
spreche sanft zu seinem Herzen;
doch vermeid, ihn zu betrüben,
und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
freudiges Gefühl von beiden
wird mir seine Nähe geben.

Marianne v. Willemer.

115. Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern;
täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
auf ihn zu mit raschen Worten;
deinen Namen will ich wissen,
deine Heimat, deine Sippschaft!

Und der Sklave sprach: ich heiße
Mohamet, ich bin aus Jemen,
und mein Stamm sind jene Asra,
welche sterben, wenn sie lieben.

Heinrich Heine.

116. Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
bin ich so schön;
morgen, ach morgen
muß alles vergehn!

Nur diese Stunde
bist du noch mein;
sterben, ach sterben
soll ich allein.

Theodor Storm.

117. Lied.

Immer leiser wird mein Schlummer,
nur wie Schleier liegt mein Kummer
zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
rufen draus vor meiner Tür,
niemand wacht und öffnet dir;
ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde sterben müssen,
eine andre wirst du küssen,
wenn ich bleich und kalt.
Eh' die Maienlüfte wehen,
eh' die Drossel singt im Wald:
Willst du mich noch einmal sehen;
komm! o komme bald!

Hermann Lingg.

118. Der Spinnerin Lied.

Es sang vor langen Jahren
wohl auch die Nachtigall,
das war wohl süßer Schall,
da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
und spinne so allein
den Faden, klar und rein,
so lang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
da sang die Nachtigall,
nun mahnet mich ihr Schall,
daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
gedenk' ich dein allein,
mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
singt stets die Nachtigall,
ich denk' bei ihrem Schall,
wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
hier spinn' ich so allein,
der Mond scheint klar und rein,
ich sing' und möchte weinen!

Clemens Brentano.

119. Traum.

„Machangel, lieber Machangelbaum,
in Trauern komm ich her;
ich träumte einen bösen Traum,
das Herze ist mir schwer.

Mein Myrtenstock trug Blümelein
als wie das Blut so rot,
ist krank der Herzgeliebte mein,
oder ist er am Ende tot?" —

„Dein Herzgeliebter im fernen Land
ist krank nicht und nicht tot;
er hat sein Lieben zugewandt
einem Mägdlein rosenrot,

Einem rosenroten Mägdelein,
das ist sein ganzes Glück;
für dich muß er gestorben sein,
er kehrt nicht mehr zurück." —

„Und wenn er mir die Treue brach,
so will ich schlafen bei dir;
will schlafen bis zum Jüngsten Tag,
deinen Schatten über mir.

Es wird dann blühen auf meinem Grab
die Blume Vergißnichtmein;
daß ich ihn nicht vergessen hab',
soll sie ein Zeichen sein."

Hermann Löns.

120. Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
eh' die Sternlein verschwinden,
muß ich am Herde stehn,
muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
es springen die Funken,
ich schaue so drein,
in Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir
treuloser Knabe,
daß ich die Nacht von dir
geträumet habe.

Träne auf Träne dann
stürzet hernieder,
so kommt der Tag heran
o ging' er wieder!

Eduard Mörike.

121. Heimweh.

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,
den ich weiter von der Liebsten mache;
mein Herz, das will nicht weiter mit.
Hier scheint die Sonne kalt ins Land,
hier deucht mir alles unbekannt,
sogar die Blumen am Bache!
Hat jede Sache
so fremd eine Miene, so falsch ein Gesicht.
Das Bächlein murmelt wohl und spricht:
Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
siehst auch hier Vergißmeinnicht!
— Ja, die sind schön an jedem Ort,
aber nicht wie dort.
Fort, nur fort!
Die Augen gehn mir über!

Eduard Mörike.

122. An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Gottfried August Bürger.

123. Die Funken.

Und wenn das Feuer brennt,
dann fliegen Funken,
ich hatte einen Stern,
er ist versunken;
er ist versunken in der dunklen Nacht,
und ich muß weinen, weil kein Stern mir lacht.

Das rote Feuer brennt,
die Funken stieben,
und dann verlöschen sie,
so wie mein Lieben;
mein Lieben ist dahin in Nacht und Leid,
als wie ein Funken in der Dunkelheit.

Das Feuer brennt nicht mehr,
es ist gestorben,
ich hatte einen Traum,
er ist verdorben;
er ist verdorben und er ist verblüht,
das Feuer brennt nicht mehr, es ist verglüht.

Hermann Löns.

124. Das Meer erglänzte.

Das Meer erglänzte weit hinaus
im letzten Abendscheine;
wir saßen am einsamen Fischerhaus,
wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
die Möwe flog hin und wieder;
aus deinen Augen liebevoll
fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
und bin aufs Knie gesunken;
ich hab' von deiner weißen Hand
die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
die Seele stirbt vor Sehnen;
mich hat das unglückselige Weib
vergiftet mit ihren Tränen.

Heinrich Heine.

125. Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
weilt des Mondes holder Glanz,
flechtend seine bleichen Rosen
in des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
blicken in die Nacht empor;
manchmal regt sich das Geflügel
träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
durch die tiefste Seele geht
mir ein süßes Deingedenken,
wie ein stilles Nachtgebet!

Nicolaus Lenau.

126. Über die Heide.

Über die Heide hallet mein Schritt;
dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Theodor Storm.

127. Die Entschwundene.

Es war ein heitres goldnes Jahr,
nun rauscht das Laub im Sande,
und als es noch im Knospen war,
da ging sie noch im Lande.

Besehen hat sie Berg und Tal
und unsrer Ströme Wallen;
es hat im jungen Sonnenstrahl
ihr alles wohlgefallen.

Ich weiß in meinem Vaterland
noch manchen Berg, o Liebe,
noch manches Tal, das Hand in Hand
uns zu durchwandern bliebe.

Noch manches schöne Tal kenn' ich
voll dunkelgrüner Eichen; —
o, fernes Herz, besinne dich
und gib ein leises Zeichen!

Da eilte sie voll Freundlichkeit,
die Heimat zu erlangen —
doch irrend ist sie allzu weit
und aus der Welt gegangen.

Gottfried Keller.

128. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Am Fenster stand die Mutter,
im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
zu schaun die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
daß ich nicht hör' und seh';
ich denk' an das tote Gretchen,
da tut das Herz mir weh."

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
nimm Buch und Rosenkranz;
die Mutter Gottes heilt dir
dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
es singt im Kirchenton;
das ist zu Köllen am Rheine,
da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
den Sohn, den führet sie;
sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!"

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
trägt heut ihr bestes Kleid;
heut hat sie viel zu schaffen,
es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
ihr dar, als Opferspend',
aus Wachs gebildete Glieder,
viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
dem heilt an der Hand die Wund';
und wer einen Wachsfuß opfert,
dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
der jetzo tanzt auf dem Seil;
gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
und bildete draus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
ging seufzend zum Heiligenbild;
die Träne quillt aus dem Auge,
das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
du reine Gottesmagd,
du Königin des Himmels,
dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
zu Köllen in der Stadt,
der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
heil' du meine Herzenswund'!

Heil' du mein krankes Herze —
ich will auch spät und früh
inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
die schliefen im Kämmerlein;
da kam die Mutter Gottes
ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
und legte ihre Hand
ganz leise auf sein Herze
und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume
und hat noch mehr geschaut;
sie erwachte aus dem Schlummer,
die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
ihr Sohn, und der war tot;
es spielt auf den bleichen Wangen
das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
ihr war, sie wußte nicht wie;
andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Heinrich Heine.

129. Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
drück ich wieder dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du bist es, meiner Freuden
süßer, lieber Widerpart;
eingedenk vergangner Leiden,
schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
lag an Gottes ewger Brust,
ordnet' er die erste Stunde
mit erhabner Schöpfungslust,
und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
in die Wirklichkeiten brach.

Auf tat sich das Licht: so trennte
scheu sich Finsternis von ihm,
und sogleich die Elemente
scheidend auseinanderfliehn.
Rasch, in wilden, wüsten Träumen
jedes nach der Weite rang,
starr, in ungemeßnen Räumen,
ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
die erbarmte sich der Qual;
sie entwickelte dem Trüben
ein erklingend Farbenspiel,
und nun konnte wieder lieben,
was erst auseinanderfiel.

Und mit eiligem Bestreben
sucht sich, was sich angehört,
und zu ungemeßnem Leben
ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenroten Flügeln,
riß es mich an deinen Mund,
und die Nacht mit tausend Siegeln
kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
musterhaft in Freud und Qual,
und ein zweites Wort: Es werde!
trennt uns nicht zum zweitenmal.

Wolfgang Goethe.

130. Lebensweg.

Ich bin durchs Leben auf dich zugegangen,
so fest und klar, wie übers grüne Land
die Taube flog, die lange eingefangen
und doch den Weg zur süßen Heimat fand.

Und denke ich an Sturm und Streit und Streben,
an meiner Jugend Wandern dort und hier,
so ist mir oft: Es war mein ganzes Leben
ein stiller unbeirrter Weg zu dir.

Börries Frhr. v. Münchhausen.

131. Gefunden.

Ich ging im Walde
so für mich hin,
und nichts zu suchen,
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's
am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
am stillen Ort;
nun zweigt es immer
und blüht so fort. Wolfgang Goethe.

132. Deine Hände.

Ich fühle deine Hände im Haus,
sie gehen wie Blut durch alle Wände
und teilen ihre Wärme aus,

sie bereiten mitten im Alltagslärme
mir täglich einen Hochzeitsschmaus,
verwandeln Sorgen in Singvögelschwärme.

Wie Sonnenstrahlen auf Erden wandeln
und zaubern aus Staub einen Blumenstrauß,
so müssen sie immer feurig handeln.

Ich fühle deine geliebten Hände,
sie geben ihren Puls dem Haus
und gehen wie Wärme durch meine Wände.

Max Dauthendey.

133. Glück.

Nun sind vor meines Glückes Stimme alle Sehnsuchtsvögel weggeflogen.
Ich schaue still den Wolken zu, die über meinem Fenster in die Bläue jagen. —
Sie locken nicht mehr, mich zu fernen Küsten fortzutragen
wie einst, da Sterne, Wind und Sonne wehrlos mich ins Weite zogen.
In deine Liebe bin ich wie in einen Mantel eingeschlagen.
Ich fühle deines Herzens Schlag, der über meinem Herzen zuckt,
ich steige selig in die Kammer meines Glückes nieder,
ganz tief in mir, so wie ein Vogel, der ins flaumige Gefieder
zu sommerdunklem Traum das Köpfchen niederduckt.

Ernst Stadler.

134. Ein Gruß.

Glöcklein, was bringt mir dein goldig Gesumm'?
Ein Grüßlein von ferne? Hum,
sie sind dünn gesät,
die einem ein Angedenken
ohn' Anlaß schenken.
Gut, daß es in meiner Nähe besser steht.

Weißt du, wir drehen's um:
Ich hab' da in meinem Herzgänsespiel
noch zwei Weltvoll Liebe zuviel.
Weiß nicht wohin damit,
nicht links, nicht rechts auf Erden,
wo nicht bestraft dafür zu werden.
Nimm du das mit.
Sing mit landaus,
sing um jedes Haus,
guck durch jedes Fensterlein,
guck in jedes Herz hinein,
und wo du hörst, daß eine Seele spricht:
„Ach Gott! an mich denkt niemand nicht",
sag': „Doch!
's ist jemand noch."
Und ertränk' sie auf einen Guß
mit meinem ganzen Liebesüberfluß.

Carl Spitteler.

135. Zwei Segel.

Zwei Segel erhellend
die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend
zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
sich wölbt und bewegt,
wird auch das Empfinden
des andern erregt.

Begehrt eins zu hasten,
das andre geht schnell,
verlangt eins zu rasten,
ruht auch sein Gesell.

C. F. Meyer.

136. Für Musik.

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht:
Welch ein Hauch der Sehnsucht
flutet in der Nacht!

Durch das Meer der Träume
steuert ohne Ruh,
steuert meine Seele
deiner Seele zu.

Die sich dir ergeben,
nimm sie ganz dahin!
Ach, du weißt, daß nimmer
ich mein eigen bin.

Emanuel Geibel.

137. Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
unter deiner Hand zur Ruh.

Und wie leise sich der Schmerz
Well um Welle schlafen leget,
wie der letzte Schlag sich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

Theodor Storm.

138. Trost.

So komme, was da kommen mag!
Solang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Theodor Storm.

139. Auf eine Hand.

Die Hand, die zitternd in der meinen lag
am Maientag, als weit die Amseln sangen,

die heimlich mir, ein unbewußt Verlangen,
im Garten einst die frische Rose brach,
die mir, wenn staubbedeckt der heiße Tag
in Mannespflicht und Arbeit war gegangen,
am weißen Arme blitzen Güldenspangen,
den kühlen Trunk kredenzte im Gemach,

Die liebestill manch Hindernis entrückte
und breite Sorgenströme überbrückte,
die treue Hand, die schöne, anmutreiche,

O, laß sie ruhen einst auf meinem Herzen,
wenn ich verlasse dieses Land der Schmerzen,
daß ich gesegnet bin, wenn ich erbleiche.

Detlev v. Liliencron.

140. Helges Treue.

König Helge fiel im heißen Streit,
und mit ihm fiel die geliebte Maid;
sie fiel, was mochte sie leben?
König Helge, der Held, und die Maid Sigrun,
sie mußten zu zwei im Hügel ruhn;
sein Hengst, der ruhte daneben.

Allvater saß auf Idas Feld:
„Es kommt fürwahr ein gewaltiger Held
noch heut von der Erde herüber:
Es heult mein Wolf und frißt nicht mehr,
und Gjallars Brücke donnert sehr,
als ritt' ich selber darüber."

König Helge trat in Odins Palast
in schwarzem Stahl, ein finsterer Gast,
durch die Helden schritt er stumm.
Er schritt hindurch ohne Gruß und Dank
und setzte sich auf die letzte Bank
und sah sich gar nicht um.

Aufsprangen die beiden zu Spiel und Kampf,
ha! Schildeskrachen und Hufgestampf,
wie wogt es stählern und dicht!
König Helge saß, ihm scholl kein Horn,
ihm sauste kein Speer, ihm klirrte kein Sporn,
König Helge, der focht nicht.

„Wohl ist er hehr, Allvaters Saal,
der Boden von Gold, das Dach von Stahl,
und silbern fließt die Luft.
Doch wäre der Himmel noch einmal so licht
den ganzen Himmel möcht ich nicht
für Sigruns enge Gruft!"

Her trat mit Augen veilchenblau
die schwanenbusigste Schildjungfrau,
wie leuchtete ihr Gesicht!
Sie hielt das Horn, sie trank ihm zu:
„Mein schlanker Held, nun trinke du!"
König Helge, der trank nicht.

„Und liebten mich hundert Jungfraun heiß,
wie die Hirschkuh schlank, wie das Schneehuhn weiß,
Ich höbe mein Auge kaum.
Du nimm dein Horn und laß mich nur;
bist nicht halb so schön als Sigrunur,
bei Sigrun ist mein Traum!"

So sitzt er da und trotzt und schweigt,
bis die Mitternacht niederblickt schwarzgeäugt;
dann ist frei der Geister Tun.

Dann flammt sein Aug' und rauscht sein Schwert,
dann gürtet er sein goldrot Pferd;
dann geht es zu Sigrun.

Wie wild der Reiter, wie wild der Ritt,
wie klangvoll hämmert des Hengstes Tritt!
Es geht ja zu Sigrun!
Die Luft zerrinnt, und die Erde birst,
wenn niederreitet der Nordlandsfürst,
um bei Sigrun zu ruhn.

Wenn der Morgenwind kühlet des Rosses Schweiß,
dann reitet er heim, er reitet's nicht heiß;
sein Ritt, wie traurig und sacht!
Er reitet schweigend durch Wallhalls Tor
und setzt sich nieder wie zuvor
und harrt auf Mitternacht.

Moritz Graf v. Strachwitz.

Freundschaft.

141. Ilmenau.

Am 3 September 1783 (zum Geburtstag des Herzogs Karl August).

Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
erquickt von euren Höhn am Tag der Lieb' und Lust
mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut an deinen sachten Höhn
ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indes ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
so manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
als fing' ich heut ein neues Leben an.

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Tal,
und es ist Nacht und Dämmerung auf einmal.

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht zu sehn, was es bedeutet,
wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag' am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;

am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
sie scherzen laut, indessen bald geleeret
die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier verdächtiger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtiger Fürst wie im Ardennerwald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmütig trocken weiß er Freud' und Lachen
im ganzen Zirkel laut zu machen,
wenn er mit ernstlichem Gesicht
barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
an einen Sturz des alten Baumes lehnt
und seine langen feingestalten Glieder
ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt
und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt
und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
der dort am Ende, wo das Tal sich schließt,
in einer Hütte, leicht gezimmert,
vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern,
ich schleiche still und scheide von den andern.
Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest
und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
des Fremden Neugier leicht zu stillen;
sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imstande selbst zu sagen,
woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
von fremden Zonen bin ich her verschlagen
und durch die Freundschaft festgebannt.
Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegnes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
war es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst:
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
durch enges Schicksal abgeleitet,
das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
von ihrem künft'gen Futter sprechen?
und wer der Puppe, die am Boden liegt,
die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
der Unfall lauert an der Seite
und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
und von unmutiger Bewegung
ruht er unmutig wieder aus.
Und düsterwild an heitren Tagen,
unbändig, ohne froh zu sein,
schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier still und atmend kaum
die Augen zu den freien Sternen kehre
und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
mich kaum des schweren Traums erwehre."

Verschwinde Traum!
Und o wie dank' ich euch!
Daß ihr mich heut auf einen Pfad gestellet,
wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
zum schönsten Tage sich erhellet;
die Wolke flieht, der Nebel fällt,
die Schatten sind hinweg. — Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
es lebt mir eine schönre Welt;
das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen.
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
im Vaterland sich wiederkennt,
ein ruhig Volk in stillem Fleiße
benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
des Webers raschem Stuhle zu;
und Seil und Kübel wird in längrer Ruh'
nicht am verbrochnen Schachte stocken;
es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes
und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein wer andre wohl zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
den Segen aus auf ein geackert Land;
dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
und dich beglücken und die Deinen.

Wolfgang Goethe.

142. Klein ist unter den Fürsten.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
jeder; da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Doch was priesest du ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England, freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
um mich bekümmert, und er war mir August und Mäcen.

Wolfgang Goethe.

143. Am 28. August 1826.

Des Menschen Tage sind verflochten,
die schönsten Güter angefochten,
es trübt sich auch der freiste Blick;
du wandelst einsam und verdrossen,
der Tag verschwindet ungenossen
in abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
so bist du gleich befreit, gesegnet,
gemeinsam freust du dich der Tat.
Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
mitwirken will er, mitgenießen,
verdreifacht so sich Kraft und Rat.

Von äußerm Drang unangefochten
bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen:
Wohlwollen unserer Zeitgenossen,
das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Wolfgang Goethe.

Tod.

144. Leben.

Hell strömt aus Schluchten der Vergangenheit
in unsre Becher, die wir schwärmend füllen,
ambrosisch Blut, aus dessen Purpurhüllen
verklärtes Leben funkelnd sich befreit:

Sehnsucht und Liebe, Tränen, Lächeln, Lust
und Kampf und Fluch und siegende Gedanken
der Toten, die wie
wir den Festwein tranken.
Lenzlaub im Haare, unser nicht bewußt.

Und wir gewahren nicht, ins Heut versonnen,
daß jeder Tropfen, den die Zeit ergießt,
von unsrer Seele löst und so durchglutet

herniederrinnt in einen dunklen Bronnen,
der einst in andre Schalen überfließt
berauschter Zecher, die der Tag umflutet.

Ricarda Huch.

145. Ich möchte, wenn ich sterbe.

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen,
erlegen möcht ich einst des Todes Streichen
wie Sagen uns von Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben und im Dichten
den großen Unerreichlichen erreichen,
ich möcht, o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
doch höre nun die schönste der Geschichten.

Er saß im Schauspiel, vom Gesang bewe-
get,
und hatte, der ermüdet war, die Wangen
auf seines Lieblings schönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
will wecken ihn, der ihn so sanft geheget,
doch zu den Göttern war er heimgegangen.

August Graf von Platen.

146. Die Frauen von Nidden.

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
über spähenden Augen die braune Hand,
und die Böte nahten in wilder Hast,
Schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Kähne fest
und schrien: „Drüben wütet die Pest!
In der Niederung von Heydekrug bis Schaaken
gehen die Leute im Trauerlaken!"

Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not,
vor unsrer Türe lauert der Tod,
jeden Tag, den uns Gott gegeben,
müssen wir ringen um unser Leben.

Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!" — — —
Doch die Pest ist des Nachts gekommen
mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang und drei Nächte lang
wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang;
am vierten Morgen, schrill und jach,
ihre Stimme im Leide brach.

Und in dem Dorf, aus Kate und Haus,
sieben Frauen schritten heraus,
sie schritten barfuß und tiefgebückt,
in schwarzen Kleidern buntgestickt.

Und sie klommen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an,
und sie sprachen: „Düne, wir sieben
sind allein noch übriggeblieben.

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
nicht Sohn und nicht Enkel, der uns beweint,
kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben.

Nun weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor ist dir aufgemacht,
in unsre Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben,
sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, —
nur, Mütterchen, komm uns zu begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
du, unser Segen, einst unser Fluch,
sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh'
— und die Düne kam und deckte sie zu.

Agnes Miegel.

147. Die arme Seele.

Im Armenhaus, in der grausigen Winternacht;
sieben Bauern halten beim alten Hammes die Wacht;
sieben Bauern und die Backesgret
Stehn um das Bett und schauern im Gebet.

Plötzlich — sie lauschern, halten den Atem an:
Vom Brunnenplan —
„Kiwitt, Kiwitt!"
„Hört ihr das Käuzchen?" murmelt Pitt;
schon gellt es näher: „Komm mit, komm mit!"
O Gott, nun schreit's vom Fensterbrett:
(Der Sterbende hebt sich im Bett!)
„Komm mit, komm mit; komm mit, komm mit!"

Da knien sie
und beten sie
und murmeln auf die Hände.
Was flog daher? Wie Wetterschein!
Vom Walde draußen jäh herein!
Und sieh: — ein großer Schatten strich
über Bett und Wand und Tisch,
es wanken alle Wände.
„Schnell Kruzifix und Kerze her,
Weihwasser sprengt die Kreuz und Quer:
das schreckt die bösen Geister..."

Da hebt der Sterbende den Blick,
reckt auf mit Müh das fahle Haupt:
„Herrgott, ich hab an dich geglaubt", —
und stöhnt — und fällt zurück.

Ein Windstoß geht,
ein Laden knarrt.
Die Bauern stehn.
Und jeder starrt:
Nun röchelt — röchelt, haucht er aus — —

Im Dorf brüllt plötzlich eine Kuh;
und der Wind um den Giebel mit grausem
Juhu
fegt die arme Seele zur Gasse hinaus...
Jakob Kneip.

148. Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild;
sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
und beugt das Haupt, und ist verschieden.

Detlev v. Liliencron.

Gedächtnis.

149. Requiem.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
schauernd, verlassen,
und in den heiligen Gluten,
die den Armen die Liebe schürt,
atmen sie auf und erwarmen
und genießen zum letztenmal
ihr verglimmendes Leben.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
schauernd, verlassen,
und wenn du dich erkaltend
ihnen verschließest, erstarren sie
bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
dem sie, zusammengekrampft in sich,
trotzten im Schoße der Liebe,
und er jagt sie mit Ungestüm
durch die unendliche Wüste hin,
wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
losgelassener Kräfte
um erneuertes Sein!
Seele vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Friedrich Hebbel.

150. Christiane.

Es stand ein Sternlein am Himmel,
ein Sternlein guter Art;
das tät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
am Himmel, wo es stand;
trat abends vor die Schwelle,
und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
hatt' große Freud' in mir:
das Sternlein anzusehen;
und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
ich suche hin und her,
wo ich es sonst gefunden,
und find' es nun nicht mehr.

Matthias Claudius.

151. Lethe.

Jüngst im Traume sah ich auf den Fluten
einen Nachen ohne Ruder ziehn,
Strom und Himmel stand in matten
Gluten
wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord sich schlank,
kreisend durch die Reihe sah ich glänzen
eine Schale, draus ein jedes trank.

Jetzt erscholl ein Lied voll süßer Wehmut,
das die Schar der Kranzgenossen sang —
Ich erkannte deines Nackens Demut,
deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle taucht' ich. Bis zum
Marke
schaudert' ich, wie seltsam kühl sie war.
Ich erreicht' die leise zieh'nde Barke,
drängte mich in die geweihte Schar.

Und die Reihe war an dir zu trinken,
und die volle Schale hobest du,
sprachst zu mir mit trautem Augenwinken:
„Herz, ich trinke dir Vergessen zu!"

Dir entriß in trotz'gem Liebesdrange
ich die Schale, warf sie in die Flut,
sie versank, und siehe, deine Wange
färbte sich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt' ich dich in wildem Harme,
die den bleichen Mund mir willig bot,
da zerrannst du lächelnd mir im Arme
und ich wußt' es wieder — du bist tot.

Conrad Ferdinand Meyer.

152. In einem verlassenen Zimmer.

Fenster, bunte Blumenbeeten,
eine Orgel spielt herein.
Schatten tanzen an Tapeten,
wunderlich ein toller Reihn.

Lichterloh die Büsche wehen
und ein Schwarm von Mücken schwingt.
Fern im Acker Sensen mähen
und ein altes Wasser singt.

Wessen Atem kommt mich kosen?
Schwalben irre Zeilen ziehn.
Leise fließt im Grenzenlosen
dort das goldne Waldland hin.

Flammen flackern in den Beeten.
Wirr verzückt der tolle Reihn
an den gelblichen Tapeten.
Jemand schaut zur Tür herein.

Weihrauch duftet süß und Birne
und es dämmern Glas und Truh.
Langsam beugt die heiße Stirne
sich den weißen Sternen zu.

Georg Trakl.

153. Einer Toten.

Das aber kann ich nicht ertragen,
daß so wie sonst die Sonne lacht;
daß wie in deinen Lebenstagen
die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
wie sonst der Abend uns vereint;
und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
schon andre ihre Plätze fanden,
und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
die Mondesstreifen schmal und karg
in deine Gruft hinunterweben,
und mit gespenstig trübem Leben
hinwandeln über deinen Sarg.

Theodor Storm

154. Sonett an eine Verstorbene.

An jedem Tage gibt's ein Abschiednehmen;
und irgend etwas, das uns angehört,
wird jeden Augenblick für uns zerstört
und wandelt hin zu den vergessnen Schemen.

Wohl, über dieses soll sich keiner grämen,
weil immer auch ein Neues uns betört;
und kein Verlassen ist so unerhört,
dem wir uns nicht zu guterletzt bequemen.

So gehn auch wir, und lassen alle Welt
und sind nicht mehr; und jenes Wort:
„Gewesen"
erklingt von uns, wie wir's von vielem
sagen.

Doch, daß auch du dich denen zugesellt,
von denen wir nur noch den Namen lesen,
mein Herze will das nicht, und will's nicht
tragen!

Rudolf Alexander Schröder.

155. Das Lied der Toten.

Lobt doch unsre stillen Feste,
unsre Gärten, unsre Zimmer,
das bequeme Hausgeräte,
unser Hab und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
diese früh, die andern späte,
auf den weiten Herden immer
lodert neue Lebensglut. — — —

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
der Gestirne Riesengeister,
wunderlich gesellt,
holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verlebte Greise
sitzen hier in einem Kreise,
wohnen in der alten Welt. — — —

Süßer Reiz der Mitternächte,
stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
wir nur kennen euch.
Wir nur sind am hohen Ziele,
bald in Strom uns zu ergießen,
dann in Tropfen zu zerfließen
und zu nippen auch zugleich. — — —

Zauber der Erinnerungen,
heilger Wehmut süße Schauer
haben innig uns durchklungen,
kühlen unsre Glut.
Wunden gibt's, die ewig schmerzen,
eine göttlich tiefe Trauer
wohnt in unser aller Herzen,
löst uns auf in eine Flut.

Und in dieser Flut ergießen
wir uns auf geheime Weise
in den Ozean des Lebens
tief in Gott hinein;
und aus seinem Herzen fließen
wir zurück zu unserm Kreise,
und der Geist des höchsten Strebens
taucht in unsre Wirbel ein.

Könnten doch die Menschen wissen,
unsre künftigen Genossen,
daß bei allen ihren Freuden
wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
gern das bleiche Dasein missen, —
o! die Zeit ist bald verflossen,
kommt, Geliebte, doch geschwind!

Novalis (gekürzt).

156. Allerseelen.

Alle Gräber tun sich auf
an dem Tage Allerseelen,
sie, die meiner Liebe fehlen,
steigen neu zu mir herauf.

Keine Schleppe rauscht im Saal,
doch mein Haus ist voller Gäste.
Schmückt die Tafel wie zum Feste,
nicht mehr einsam ist mein Mahl!

Längst vermißte Augen sehn
lächelnd wieder in die meinen,
aber meine Augen weinen. —
Mit den Toten auferstehn

Geister, die mein Herz verbannt,
böse Alben, ungerufen,
Und ihr Schritt ist auf den Stufen,
an der Türe ihre Hand.

Tote Zeit steigt neu herauf,
längstzerstäubtes Glück und Fehlen, —
an dem Tage Allerseelen
tun sich alle Gräber auf.

Agnes Miegel.

Menschenschicksal.

Einsamkeit.

157. Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
es ist unbekanntes Wehe;
immerdar durch Tränen sehe
ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
und die helle Freude zücket
durch die Schwere, so mich drücket
wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!

Eduard Mörike.

158. Vereinsamt.

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach, wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winterwanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogelton! —
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt;
bald wird es schnein,
weh dem, der keine Heimat hat!

Friedrich Nietzsche.

159. Im Nebel.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
kein Baum sieht den andern,
jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
als noch mein Leben licht war;
nun, da der Nebel fällt,
ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
der nicht das Dunkel kennt,
das unentrinnbar und leise
von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
jeder ist allein.

Hermann Hesse.

160. An die Wanderer.

O schließt nicht alle Tore vor mir zu,
laßt mir noch eines, in das Licht zu fliehen!
Ich seh' die wilden Schwäne weiter ziehen:
Noch bin ich nicht gebrochen durch die Ruh.
Geht nicht von hinnen mit den Wanderstäben,
geht grausam nicht vorbei an meinem Flehn!
Ich komm zurück ins rote heiße Leben.
Laßt mir noch eins der Tore offen stehn!

Richard Schaukal.

Unterm Fluch.

161. In einer großen Stadt.

Es treibt vorüber mir im Meer der Stadt
bald der, bald jener, einer nach dem andern.
Ein Blick ins Auge, und vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es tropft vorüber mir ins Meer des Nichts
bald der, bald jener, einer nach dem andern.
Ein Blick auf seinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es schwimmt ein Leichenzug im Meer der Stadt,
querweg die Menschen, einer nach dem andern.
Ein Blick auf meinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Detlev v. Liliencron.

162. Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
auf weichem Boden, selige Genien!
glänzende Götterlüfte
rühren euch leicht,
wie die Finger der Künstlerin
heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
keusch bewahrt,
in bescheidener Knospe,
blühet ewig
ihnen der Geist,
und die seligen Augen
blicken in stiller,
ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
auf keiner Stätte zu ruhn.
Es schwinden, es fallen
die leidenden Menschen
blindlings von einer
Stunde zur andern,
wie Wasser von Klippe
zu Klippe geworfen,
jahrlang ins Ungewisse hinab.

Friedrich Hölderlin.

163. Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
nach Sais in Ägypten trieb, der Priester
geheime Weisheit zu erlernen, hatte
schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
und kaum besänftigte der Hierophant
den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
wenn ich nicht alles habe", sprach der Jüngling,
„gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
nur eine Summe, die man größer, kleiner
besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
nimm eine Farbe aus dem Regenbogen —
und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang
das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
in einer einsamen Rotonde still,
wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
das hinter diesem Schleier sich verbirgt? —
„Die Wahrheit", ist die Antwort. — „Wie?" ruft jener,
„nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese

gerade ist es, die man mir verhüllt?"
„Das mache mit der Gottheit aus", versetzt
der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
den heiligen, verbotnen früher hebt,
der, spricht die Gottheit" — „Nun?" —
„Der sieht die Wahrheit." —
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
du hättest also niemals ihn gehoben?" —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
versucht." — „Das faß' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„und ein Gesetz", fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
ist dieser dünne Flor — für deine Hand
zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause,
ihm raubt des Wissens brennende Begier
den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
und mitten in das Innre der Rotonde
trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
den Einsamen die lebenlose Stille,
die nur der Tritte hohler Widerhall
in den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
in ihrem langen Schleier die Gestalt.
Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
schon will die freche Hand das Heilige berühren,
da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du tun? so ruft
in seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf."
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen." Schauen!
gellt ihm ein langes Echo spottend nach.
Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun", fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
so fanden ihn am andern Tag die Priester
am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
war seines Lebens Heiterkeit dahin,
ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem", dies war sein warnungsvolles Wort,
wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Friedrich Schiller.

164. Kassandra.

Freude war in Trojas Hallen,
eh' die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
in der Saiten goldnes Spiel;
alle Hände ruhen müde
von dem tränenvollen Streit,
weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorbeerreisern
festlich wallet Schar auf Schar
nach der Götter heil'gen Häusern,
zu des Thymbriers Altar.
Dumpferbrausend durch die Gassen
wälzt sich die bacchant'sche Lust,
und in ihrem Schmerz verlassen
war nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
ungesellig und allein,
wandelte Kassandra stille
in Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
flüchtete die Seherin,
und sie warf die Priesterbinde
zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
alle Herzen sind beglückt,
und die alten Eltern hoffen,
und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
denn mich flieht der süße Wahn,
und geflügelt diesen Mauern
seh' ich das Verderben nahn.

Eine Fackel seh' ich glühen,
aber nicht in Hymens Hand;
nach den Wolken seh' ich's ziehen,
aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
doch im ahnungsvollen Geist
hör' ich schon des Gottes Schreiten,
der sie jammervoll zerreißt!

Und sie schelten meine Klagen,
und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
muß ich mein gequältes Herz,
von den Glücklichen gemieden
und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden,
warum warfest du mich hin
in die Stadt der ewig Blinden
mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
das Gefürchtete muß nahn.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
sterbliches Gefäß zu sein.

Meine Blindheit gib mir wieder
und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
doch du nahmst den Augenblick,
nahmst der Stunde fröhlich Leben —
nimm dein falsch Geschenk zurück!

Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
seit ich deinem Dienst mich weihte
an dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
und ich kannte nur den Schmerz,
jede herbe Not der Meinen
schlug an mein empfindend Herz.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
alles um mich lebt und liebt
in der Jugend Lustgefühlen,
mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
der die Erde festlich schmückt;
wer erfreute sich des Lebens,
der in seine Tiefen blickt!

Selig preis' ich Polyxenen
in des Herzens trunknem Wahn,
denn den Besten der Hellenen
hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
ihre Wonne faßt sie kaum,
nicht euch, Himmlische dort oben,
neidet sie in ihrem Traum.

Und auch ich hab' ihn gesehen,
den das Herz verlangend wählt!
seine schönen Blicke flehen,
von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
in die heim'sche Wohnung ziehn;
doch es tritt ein styg'scher Schatten
nächtlich zwischen mich und ihn.

Ihre bleichen Larven alle
sendet mir Proserpina;
wo ich wandre, wo ich walle,
stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
drängen sie sich grausend ein,
ein entsetzliches Gewühle —
Nimmer kann ich fröhlich sein.

Und den Mordstahl seh' ich blinken
und das Mörderauge glühn;
nicht zur Rechten, nicht zur Linken
kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
nicht die Blicke darf ich wenden,
wissend, schauend, unverwandt
muß ich mein Geschick vollenden,
fallend in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte —
horch! da dringt verworrner Ton
fernher aus des Tempels Pforte,
tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
alle Götter fliehn davon,
und des Donners Wolken hangen
schwer herab auf Ilion.

Friedrich Schiller.

165. Tristan.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
ist dem Tode schon anheimgegeben,
wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
und doch wird er vor dem Tode beben,
wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen
zu genügen einem solchen Triebe:
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe.

August Graf v. Platen.

166. Kennst du das auch?

Kennst du das auch, daß manchesmal
inmitten einer lauten Lust,
bei einem Fest, in einem frohen Saal
du plötzlich schweigen und hinweggehn mußt?

Dann legst du dich aufs Lager ohne Schlaf
wie einer, den ein schweres Herzweh traf,
Lust und Gelächter ist verstiebt wie Rauch,
du weinst, weinst ohne Halt — kennst du das auch?

Hermann Hesse.

Verzicht.

167. An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
noch an dir wie eine Blüte hing,
noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
der mein zärtlichbebend Herz umfing,
da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
eine Stelle noch für meine Tränen,
eine Welt für meine Liebe fand;

da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
als vernähme seine Töne sie,
und die Sterne seine Brüder nannte
und den Frühling Gottes Melodie,
da im Hauche, der den Hain bewegte,
noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
in des Herzens stiller Weite regte:
da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Tale, wo der Quell mich kühlte,
wo der jugendlichen Sträuche Grün
um die stillen Felsenwände spielte
und der Äther durch die Zweige schien,
wenn ich da, von Blüten übergossen,
still und trunken ihren Odem trank
und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
aus den Höhn die goldne Wolke sank;

wenn ich fern auf nackter Heide wallte,
wo aus dämmernder Geklüfte Schoß
der Titanensang der Ströme schallte
und die Nacht der Wolken mich umschloß,
wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
mir vorüber durch die Berge fuhr
und des Himmels Flammen mich umflogen:
da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Tränen
liebend, wie nach langer Irre sich
in den Ozean die Ströme sehnen,
schöne Welt! in deiner Fülle mich;
ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
in die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, goldne Kinderträume,
ihr verbargt des Lebens Armut mir,
ihr erzogt des Herzens gute Keime,
was ich nie erringe, schenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
ohne Müh' und Zwang entfalteten
sich der Liebe königliche Früchte,
wie die Ernten in Arkadien.

Tot ist nun, die mich erzog und stillte,
tot ist nun die jugendliche Welt,
diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
tot und dürftig, wie ein Stoppelfeld;
ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
aber hin ist meines Lebens Morgen,
meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
was wir lieben, ist ein Schatten nur,
da der Jugend goldne Träume starben,
starb für mich die freundliche Natur;
das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
daß so ferne dir die Heimat liegt,
armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

Friedrich Hölderlin.

168. Das Glück ist ein leerer Schall.

Das Glück ist ein leerer Schall;
und der Schmerz ist ein Name.

Was uns von allem bleibt,
ist: allein zu sein.

Und ist uns allen ein Los,
daß wir viele Güter haben
und darben müssen.

Rudolf Alexander Schröder.

169. Winter.

In den jungen Tagen
hatt' ich frischen Mut,
in der Sonne Strahlen
war ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
alt und schwach und blind,
ach! verweht das Leben
wie ein Nebelwind!

Adelbert v. Chamisso.

170. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder nieder
zur Erde muß es,
ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
steilen Felswand
der reine Strahl,
dann stäubt er lieblich
in Wolkenwellen
zum glatten Fels,
und leicht empfangen
wallt er verschleiernd,
leisrauschend,
zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
dem Sturz entgegen,
schäumt er unmutig
stufenweise
zum Abgrund.

Im flachen Bette
schleicht er das Wiesental hin,
und in dem glatten See
weiden ihr Antlitz
alle Gestirne.

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind!

Wolfgang Goethe.

171. Die Frage bleibt.

Halte dich still, halte dich stumm,
nur nicht forschen, warum? warum?

Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.

Wie's dich auch aufzuhorchen treibt,
das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.

Theodor Fontane.

172. Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
einsam wandl' ich meine Straßen,
welkes Laub, kein Vogel ruft —
ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
wehgetan, und hast es andern,
weil du hast geliebt, gehofft;
nun ist's aus, wir müssen wandern.

Auf die Reise will ich fest,
ein dich schließen und verwahren,
draußen mag ein linder West
oder Sturm vorüberfahren;

daß wir unsern letzten Gang
schweigsam wandeln und alleine,
daß auf unsern Grabeshang
niemand als der Regen weine!

Nicolaus Lenau.

173. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
liegen an einer Weide,
als mein Fuhrwerk mit müder Qual
schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
in den Händen die Fiedel,
spielte, umglüht vom Abendschein,
sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
blickte nach seinem Rauche,
froh, als ob er vom Erdenrund
nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
und sein Zimbal am Baum hing,
über die Saiten ein Windhauch lief,
über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken;
aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
wenn das Leben uns nachtet,
wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
mußt ich im Weiterfahren,
nach den Gesichtern dunkelbraun,
den schwarzlockigen Haaren.

Nicolaus Lenau.

174. An den Mond.

Füllest wieder Busch und Tal
still mit Nebelglanz,
lösest endlich auch einmal
meine Seele ganz;

breitest über mein Gefild
lindernd deinen Blick,
wie des Freundes Auge mild
über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
wandle zwischen Freud' und Schmerz
in der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
so verrauschte Scherz und Kuß
und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
ohne Rast und Ruh,
rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

wenn du in der Winternacht
wütend überschwillst
oder um die Frühlingspracht
junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
ohne Haß verschließt,
einen Freund am Busen hält
und mit dem genießt,
was, von Menschen nicht gewußt
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Brust
wandelt in der Nacht.

Wolfgang Goethe.

Wissen vom Tod.

175. Nun kam der Abend.

Nun kam der Abend.
Die Sonne geht ins Meer,
der Wind ruht im Laub,
den sanften Weg entlang
ziehen die Herden heimwärts.

Sieh, wie die milden Berge
in Dunkelheit verhüllt sind —
im Tal
blinken Lichter auf.

Wanderer, wohin eilst du?
„Nach Hause."
Wohin eilst du?
— — — — —

Rudolf Alexander Schröder.

176. Herbstreise.

So will ich denn noch einmal fahren
den Rhein hinab zur grauen Stadt;
die Heimat grüß' ich, wo vor Jahren
mein Herz geliebt, geblutet hat.

Rauch hüllt die Dächer, in den Scheiben
Spätsommersonne sinkend loht,
mit süßem Laut die Schwalben treiben
den schrägen Flug durchs Abendrot.

Es steigt des Domes Schattenmasse
mit Blumenzier und Turmesknauf
weltflüchtend aus dem Lärm der Gasse,
verleuchtend flammt der Tag darauf.

Von Liebchens Haus im Abendschimmer
das rote Weinlaub fliegt und nickt,
allein der Sonne Glutgeflimmer
in fremde Frauenaugen blickt.

Auch keine Freunde gilt's zu finden,
sie schlafen längst, wie's Gott gewollt,
auf ihren Grabstein schütten Linden
der braunen Blätter Raschelgold.

Und fremde Kinder jubeln, lachen,
ein neues, wachsendes Geschlecht,
nicht hab ich Träumer unter Wachen
und Lebensfrohen Heimatrecht.

Studenten zechen vor den Lauben
in hellen Haufen, buntgereiht,
schon rötet früher Frost die Trauben,
bald naht die große Wanderzeit.

Gen Süden lenkt im Heimwehtriebe
ein Kranichheer den Flug gemach;
auch du, mein Herz, ziehst deiner Liebe
und deinem ew'gen Lenze nach.

Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath.

177. Schlaf.

Nun trifft es mich, wie's jeden traf,
ich liege wach, es meidet mich der Schlaf,
nur im Vorbeigehn flüstert er mir zu:
„Sei nicht in Sorg', ich sammle eine Ruh,
und tret' ich ehstens wieder in dein Haus,
so zahl' ich alles dir auf einmal aus."

Theodor Fontane.

178. Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
wer weiß, im Walde,
ein Rosenstrauch, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
denk es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt
in muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehen
mit deiner Leiche,
vielleicht, vielleicht noch eh
an ihren Hufen
das Eisen los wird,
das ich blitzen sehe!

Eduard Mörike.

179. Tiefe Stunde.

Die Sonne ist gegangen,
ein letzter roter Schein
liegt auf den höchsten Gipfeln,
die glühen wie von Wein.
Die Luft ist voller Bangen.
Auf leicht bewegten Wipfeln
schlafen die Vögel ein,
die eben noch aus voller Kehle sangen.

Wie tief ist diese Stunde!
Aus unsichtbarem Munde
trifft mich tief ein seltsam Wort:
Gegeben und genommen,
gegangen und gekommen,
wo ist dein Hier, dein Dort?
Ein Schweben in der Runde —
Dein Leben geht zugrunde
und lebt doch fort und fort.

Nun in den Wipfeln — Ruhe,
auf allen Gipfeln — Dunkelheit,
auftut sich schwarz und weit
die ungeheure Truhe:
Nacht und Vergessenheit.

Otto Julius Bierbaum.

180. Sehnsucht.

Wie eine leise Glocke klingt
die Sehnsucht in mir an;
weiß nicht, woher, wohin sie singt,
weil ich nicht lauschen kann.

Es treibt das Leben mich wild um,
dröhnt um mich mit Gebraus,
und mählich wird die Glocke stumm,
und leise klingt sie aus.

Sie ist nur für den Feiertag
gemacht und viel zu fein,
als daß ihr lebebanger Schlag
dräng in die Lärmluft ein.

Sie ist ein Ton von dorten her,
wo alles Feier ist;
ich wollte, daß ich dorten wär,
wo man den Lärm vergißt.

Otto Julius Bierbaum.

181. Verschiedenes Erwachen.

Aus der Träume Wüstenei
weckte mich mein banger Schrei.
Glockensang und Amselschlag
spielten durch den Blütenhag.
In die Traumnot, gut und mild
schien des Tages goldnes Bild.

Einst wird kommen eine Zeit,
da der Tag mich nicht befreit,
da der Träume Lügenschein
mir der einz'ge Trost wird sein,
da ich aus der dumpfen Nacht
lieber nimmer wär' erwacht.

Karl Spitteler.

182. Schlafen.

Schlafen, schlafen, nichts als schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
leisestes Erinnern kaum,
daß ich, wenn des Lebens Fülle
niederklingt in meine Ruh',
nur noch tiefer mich verhülle,
fester zu die Augen tu!

Friedrich Hebbel.

183. Bitte an den Schlaf, nach schwersten Stunden.

— — — — — — — — — — —

Doch eh der Peitschenknall des neuen Tages
mich morgen wieder in die Wüste ruft,
bestelle deinen Bruder an mein Bett.
Gutmütig legt der alte Herr die Hand
auf meine Augen, die sich öffnen wollen,
und sagt ein Wiegenlied, die Worte langsam,
sehr langsam sprechend:
So, so, so ...
Nicht bange sein ...
So, so ... so ...

Detlev v. Liliencron.

Sehnsucht.

184. An die Parzen.

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättigt, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
mich nicht hinabgeleitet; einmal
lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Friedrich Hölderlin.

185. Gebet.

Die du, über die Sterne weg
mit der geleerten Schale
aufschwebst, um sie am ew'gen Born
eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
noch verloren am Rande,
und der einzige Tropfen genügt,
eine himmlische Seele,
die hier unten in Schmerz erstarrt,
wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank
als die anderen alle,
die du glücklich und reich gemacht;
laß ihn fallen, den Tropfen!

Friedrich Hebbel.

186. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust.

Wolfgang Goethe.

187. Durchwachte Nacht.

Wie sank die Sonne glüh und schwer,
und aus versengter Welle dann
wie wirbelte der Nebel Heer
die sternenlose Nacht heran! —
Ich höre ferne Schritte gehn —
die Uhr schlägt zehn.
Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
der Schlafgemächer letzte Türen knarren;
vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt,
schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,
die schlummertrunkne Fähe murrend nickt,
und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
sein müdes Schnauben, bis, vom Mohn getränkt,
es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
durch meines Fensters offnen Spalt,
und an der Scheibe grauem Rauch
der Zweige wimmelnd Neigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! —
Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist
der zarten Nerve Fluch du oder Segen? —
's ist eine Nacht, vom Taue wachgeküßt,
das Dunkel fühl' ich kühl wie feinen Regen
an meine Wange gleiten, das Gerüst
des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
und dort das Wappen an der Decke Gips
schwimmt sachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknister um,
im Pulte raschelt es und ruckt
als drehe sich der Schlüssel um.
Und — horch! der Seiger hat gewacht!
's ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
und wieder wie verhaltnes Weinen steigt
ein langer Klageton aus den Syringen,
gedämpfter, süßer nun, wie tränenfeucht

und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; —
o Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
ist nur im Traum gelöster Seele Drang.
Da kollert's nieder vom Gestein!
Des Turmes morsche Trümmer fällt,
das Käuzlein knackt und hustet drein;
ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
die Uhr schlägt eins.

Und drunten das Gewölbe rollt und klimmt;
gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
an jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,
entschlafen unterm Mondeshauch,
umspielt vom flüsternden Gezweig,
im Blute Funken, Funk' im Strauch
und mir im Ohre Melodei; —
die Uhr schlägt zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
das liebe Lachen; es beginnt zu ziehen
gleich Bildern von Daguerre die Deck' entlang,
die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
mir ist, als seh' ich lichter Locken Hang,
gleich Feuerwürmern seh' ich Augen glühen,
dann werden feucht sie, werden blau und lind,
und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
die Seele strömend aus dem Blick;
nun hebt es gaukelnd seine Hand,
nun zieht es lachend sie zurück;
und — horch! des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
verloschen ist des Flieders Taugefunkel,
verrostet steht des Mondes Silberschild,
im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
und meine Schwalbe an des Frieses Saum
zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
wie trunken, in des Hofes Rund,
und wieder gellt des Hahnes Schrei,
auf seiner Streue rückt der Hund,
und langsam knarrt des Stalles Tür, —
die Uhr schlägt vier.

Da flammt's im Osten auf — o Morgenglut!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
strömt Wald und Heide vor Gesangesflut;
das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
zerrinnend in des Horizontes Brand.

Annette v. Droste-Hülshoff.

Wille zum Leben.

188. In der Frühe.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
dort gehet schon der Tag herfür
an meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
noch zwischen Zweifeln her und hin
und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Eduard Mörike.

189. Unergründlicher Schmerz!

Unergründlicher Schmerz!
knirscht' ich in vorigen Stunden:
Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
segnet und preist dich mein Herz.

Alles Leben ist Raub;
Funkeln, die Sonnen entstammen,
lodern, das All zu durchflammen,
da verschluckt sie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten

drängen in allen Gestalten!
Trotze, so bleibt dir der Sieg.

Tatst du in Qual und in Angst
erst genug für dein Leben,
werden sie selbst dich erheben,
wie du es hofft und verlangst.

Greife ins All nun hinein!
Wie du gekämpft und geduldet,
sind dir die Götter verschuldet,
nimm dir, denn alles ist dein!

Nun versagen sie nichts,
als den letzten der Sterne,
der dich in dämmernder Ferne
knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
der dich, dein Ird'sches verzehrend
und dich mit Feuer verklärend,
löst für den ewigen Sitz!

Friedrich Hebbel.

190. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
mit Wolkendunst
und übe, dem Knaben gleich,
der Disteln köpft,
an Eichen dich und Bergeshöhn;
mußt mir meine Erde
doch lassen stehn
und meine Hütte, die du nicht gebaut,
und meinen Herd,
um dessen Glut
du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
von Opfersteuern
und Gebetshauch
eure Majestät
und darbtet, wären
nicht Kinder und Bettler
hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
nicht wußte, wo aus noch ein,
kehrt' ich mein verirrtes Auge
zur Sonne, als wenn drüber wär'
ein Ohr, zu hören meine Klage,
ein Herz, wie mein's,
sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
betrogen, Rettungsdank
dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
die allmächtige Zeit
und das ewige Schicksal,
meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
ich sollte das Leben hassen,
in Wüsten fliehen,
weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich —
und dein nicht zu achten,
wie ich!

Wolfgang Goethe.

191. Frühling der Seele.

Aufschrei im Schlaf; durch schwarze Gas-
sen stürzt der Wind,
das Blau des Frühlings winkt durch bre-
chendes Geäst,
purpurner Nachttau, und es erlöschen rings
die Sterne.
Grünlich dämmert der Fluß, silbern die
alten Alleen
und die Türme der Stadt. O sanfte Trun-
kenheit
im gleitenden Kahn und die dunklen Rufe
der Amsel
in kindlichen Gärten. Schon lichtet sich der
rosige Flor.
Feierlich rauschen die Wasser. O die feuch-
ten Schatten der Au,
das schreitende Tier; Grünendes, Blüten-
gezweig

rührt die kristallene Stirne; schimmernder Schaukelkahn.
Leise tönt die Sonne im Rosengewölk im Hügel.
Groß ist die Stille des Tannenwalds, die ernsten Schatten am Fluß.

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
des grauen, steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht
und die friedlosen Schatten? Strahlender Sonnenabgrund,
Schwester da ich dich fand an einsamer Lichtung
des Waldes und Mittag war, und groß das Schweigen des Tieres;
Weiße unter wilder Eiche, und es blühte silbern der Dorn.
Gewaltiges Sterben und die singende Flamme im Herzen.

Dunkler umfließen die Wasser die schönen Spiele der Fische.
Stunde der Trauer, schweigender Anblick der Sonne;
es ist die Seele ein Fremdes auf Erden. Geistlich dämmert
Bläue über dem verhauenen Wald und es läutet
lange eine dunkle Glocke im Dorf; friedlich Geleit.
Stille blüht die Myrthe über den weißen Lidern der Toten.
Leise tönen die Wasser im sinkenden Nachmittag
und es grünt dunkler die Wildnis am Ufer, Freude im rosigen Wind;
der sanfte Gesang des Bruders am Abendhügel. Georg Trakl.

192. Horae Canonicae.

Du Dunkelheit, aus der ich stamme,
ich liebe dich mehr als die Flamme,
welche die Welt begrenzt,
indem sie glänzt
für irgendeinen Kreis,
aus dem heraus kein Leben von ihr weiß.

Aber die Dunkelheit hält alles an sich:
Gestalten und Flammen, Tiere und mich,
wie sie's errafft,
Menschen und Mächte —

Und es kann sein: eine große Kraft
rührt sich in meiner Nachbarschaft.

Ich glaube an Nächte.

Rainer Maria Rilke.

193. Lenzfahrt.

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
aufquillt der See, das Eis zersprang,
das erste Segel teilt die Flut,
mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
das seinen Jugendtag versäumt,
sobald die Lenzessonne flammt,
sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
nach seinem Lenze sucht das Herz
in einem fort, in einem fort!

Und ob die Locke mir ergraut
und bald das Herz wird stille stehn,
noch muß es, wann die Welle blaut,
nach seinem Lenze wandern gehn.

Conrad Ferdinand Meyer.

Heiliger Krieg.

194. Aus Drang.

Die Sehnsucht hat die Welt geboren,
der Drang ins Leben schuf das Licht,
— gleichwie aus dunklen Wolkentoren
urplötzlich ein Gewitter bricht.

Du sahst am Abend in der Hitze
erst ein getrübtes Wölkchen stehn:
dann kam ein Rasseln rascher Blitze,
ein furchtbar wildes Sturmesgehn.

So hat der Drang die Welt geboren!
... Und nur der Drang, die große Kraft,
der Wille, der zu sich geschworen,
ist's, der noch heute Leben schafft!

Karl Ernst Knodt.

195. Parzival vor der Gralsburg.

Da ihm die erznen Flügel dröhnend vor die Füße klirrten,
fernhin der Gral entwich und Brodem feuchter Herbstnachtwälder aus dem Dunkel sprang,
sein Mund in Scham und Schmerz verirrt, indessen die Septemberwinde ihn umschwirrten,
mit Kindesstammeln jenes Traums entrückte Gegenwart umrang,
da sprach zu ihm die Stimme: Törichter, schweige!
Was sucht dein Hadern Gott? noch bist du unversühnt
und fern vom Ziel deiner Fahrt —
Wirf deine Sehnsucht in die Welt!
Dein warten Städte, Menschen, Meere:
Geh und neige
dich deinem Gotte, der dich gütig neuen Nöten aufbewahrt.

Auf! fort! hinaus! Ins Weite! Lebe, diene, dulde!
Noch ist dein Tiefstes stumm — brich Furchen in den Fels mit härtrer Schmerzen Stahl!
Dem Ungeprüften schweigt der Gott! Wie Blut und Schicksal dunkel dich verschulde,
dich glüht dein Irrtum rein, und erst den Schmerzgekrönten
grüßt der heilige Gral.

Ernst Stadler.

196. Der Spruch.

In einem alten Buche stieß ich auf ein Wort,
das traf mich wie ein Schlag und brennt durch meine Tage fort;
und wenn ich mich an trübe Lust vergebe,
Schein, Lug und Spiel zu mir anstatt des Wesens hebe,
wenn ich gefällig mich mit raschem Sinn belüge,
als wäre Dunkles klar, als wenn nicht Leben tausend wild verschloss'ne Tore trüge,
und Worte wiederspreche, deren Weite nie ich ausgefühlt,
und Dinge fasse, deren Sinn mich niemals aufgewühlt,
wenn mich willkommner Traum mit Sammethänden streicht,
und Tag und Wirklichkeit von mir entweicht,
der Welt entfremdet, fremd dem tiefsten Ich,
dann steht das Wort mir auf: Mensch, werde wesentlich!

Ernst Stadler.

197. Überwinde!

Überwinde! Jede Stunde,
die du siegreich überwindest,
sei getrost, daß du im Pfunde
deines neuen Lebens findest.

Jede Schmach und jede Schande,
jeder Schmerz und jedes Leiden
wird bei richtigem Verstande
deinen Aufstieg mehr entscheiden.

Ohne Erbschuld wirst du funkeln,
abermals vor Enkeln rege,
ungezähltem Volk im Dunkeln
weist ein Sieger Sonnenwege.

Christian Morgenstern.

198. Wandersprüche.

Es geht wohl anders, als du meinst:
derweil du rot und fröhlich scheinst,
ist Lenz und Sonnenschein verflogen,
die liebe Gegend schwarz umzogen;
und kaum hast du dich ausgeweint,
lacht alles wieder, die Sonne scheint. —
Es geht wohl anders, als man meint.

Herz, in deinen sonnenhellen
Tagen halt nicht karg zurück!
Allwärts fröhliche Gesellen
triff der Frohe und sein Glück.
Sinkt der Stern: alleine wandern
magst du bis ans End' der Welt —
Bau du nur auf keinen andern
als auf Gott, der Treue hält.

Die Lerche grüßt den ersten Strahl,
daß er die Brust ihr zünde,
wenn träge Nacht noch überall
durchschleiert die tiefen Gründe.
Und du willst, Menschenkind, der Zeit
verzagend unterliegen?
Was ist dein kleines Erdenleid?
Du mußt es überfliegen!

Der Wandrer von der Heimat weit,
wenn rings die Gründe schweigen,
der Schiffer in Meeres Einsamkeit,
wenn die Stern' aus den Fluten steigen!
Die beiden schauern und lesen
in stiller Nacht,
was sie nicht gedacht,
da es noch fröhlicher Tag gewesen.

Joseph Frhr. v. Eichendorff.

199. Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
so käm auch ich zur Heimat; hätt ich
Güter so viele, wie Leid geerntet!

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
dort bin ich bald; euch, traute Berge,
die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
und liebender Geschwister Umarmungen
begrüß ich bald, und ihr umschließt mich,
daß, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr Treugebliebnen! Aber ich weiß, ich weiß,
der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
schein ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Friedrich Hölderlin.

200. Das Siegesfest.

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
und die Griechen, siegestrunken,
reich beladen mit dem Raub,
saßen auf den hohen Schiffen
längs des Hellespontos Strand,
auf der frohen Fahrt begriffen
nach dem schönen Griechenland.
„Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
sind die Schiffe zugekehrt,
und zur Heimat geht es wieder."

Und in langen Reihen, klagend,
saß der Trojerinnen Schar,
schmerzvoll an die Brüste schlagend,
bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
mischten sie den Wehgesang,
weinend um das eigne Leiden
in des Reiches Untergang.
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern,
folgen wir dem fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Toten!"

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
und zertrümmert, ruft er an
und Neptun, der um die Länder
seinen Wogengürtel schlingt,
und den Zeus, den Schreckensender,
der die Ägis grausend schwingt.
„Ausgestritten, ausgerungen
ist der lange, schwere Streit,
ausgefüllt der Kreis der Zeit
und die große Stadt bezwungen."

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
übersah der Völker Zahl,
die mit ihm gezogen waren
einst in des Skamanders Tal.
Und des Kummers finstre Wolke
zog sich um des Königs Blick;
von dem hergeführten Volke
bracht' er wen'ge nur zurück.
„Drum erhebe frohe Lieder,
wer die Heimat wiedersieht,
wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder."

„Alle nicht, die wiederkehren,
mögen sich des Heimzugs freun,
an den häuslichen Altären
kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
den die blut'ge Schlacht verfehlt!"
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
von Athenens Geist beseelt.

„Glücklich, wem der Gattin Treue
rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
und die Arge liebt das Neue."

Und des frisch erkämpften Weibes
freut sich der Atrid' und strickt
um den Reiz des schönen Leibes
seine Arme hochbeglückt.
„Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat;
denn gerecht in Himmelshöhen
waltet des Kroniden Rat."

„Böses muß mit Bösem enden;
an dem frevelnden Geschlecht
rächet Zeus das Gastesrecht,
wägend mit gerechten Händen."

„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen",
ruft Oïleus' tapfrer Sohn,
„die Regierenden zu rühmen
auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
ohne Billigkeit das Glück;
denn Patroklus liegt begraben,
und Thersites kommt zurück!"

„Weil das Glück aus seiner Tonnen
die Geschicke blind verstreut,
freue sich und jauchze heut,
wer das Lebenslos gewonnen!"

„Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
war in deinem Arm das Heil;
doch dem Schlauen, Vielgewandten
ward der schöne Preis zuteil."

„Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!"

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
hoher Vater, preis' ich deins:
Von des Lebens Gütern allen
ist der Ruhm das höchste doch;
wenn der Leib in Staub zerfallen,
lebt der große Name noch."

„Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
wird unsterblich sein im Lied;
denn das ird'sche Leben flieht,
und die Toten dauern immer."

„Wenn des Liedes Stimmen schweigen
von dem überwundnen Mann,
so will ich für Hektorn zeugen",
hub der Sohn des Tydeus an, —
„Der für seine Hausaltäre
kämpfend, ein Beschirmer fiel —
krönt den Sieger größre Ehre,
ehret ihn das schönre Ziel!"

„Der für seine Hausaltäre
kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
auch in Feindes Munde fort
lebt ihm seines Namens Ehre."

Nestor jetzt, der alte Zecher,
der drei Menschenalter sah,
reicht den laubumkränzten Becher
der beträuten Hekuba:
„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrißne Herz."

„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrißne Herz,
wundervoll ist Bacchus' Gabe."

„Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der himmlischen ein Ziel,
kostete die Frucht der Ähren
und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang die Lebensquelle
schäumet an der Lippen Rand,
ist der Schmerz in Lethes Welle
tief versenkt und festgebannt!"

„Denn solang die Lebensquelle
an der Lippen Rande schäumt,
ist der Jammer weggeträumt,
fortgespült in Lethes Welle."

Und von ihrem Gott ergriffen,
hub sich jetzt die Seherin,
blickte von den hohen Schiffen
nach dem Rauch der Heimat hin.
„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
wie des Dampfes Säule weht,
schwinden alle Erdengrößen;
nur die Götter bleiben stet."
„Um das Roß des Reiters schweben,
um das Schiff die Sorgen her:
morgen können wir's nicht mehr,
darum laßt uns heute leben!"

Friedrich Schiller.

201. Sehnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
die der kalte Nebel drückt,
könnt' ich doch den Ausgang finden,
ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
und die leichten Winde bringen
mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
winkend zwischen dunkelm Laub,
und die Blumen, die dort blühen,
werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
o, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
der ergrimmt dazwischen braust;
seine Wellen sind gehoben,
daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
denn die Götter leihn kein Pfand;
nur ein Wunder kann dich tragen
in das schöne Wunderland.

Friedrich Schiller.

202. Feiger Gedanken.

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
rufet die Arme
der Götter herbei.

Wolfgang Goethe.

203. Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
heilige Vater
mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken
segnende Blitze
über die Erde sät,
küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
kindliche Schauer
treu in der Brust.

Denn mit Göttern
soll sich nicht messen
irgendein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
und berührt
mit dem Scheitel die Sterne,
nirgends haften dann
die unsichern Sohlen,
und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
markigen Knochen
auf der wohlgegründeten,
dauernden Erde;
reicht er nicht auf,
nur mit der Eiche
oder der Rebe
sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
vor jenen wandeln,
ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
verschlingt die Welle,
und wir versinken.

Ein kleiner Ring
begrenzt unser Leben,
und viele Geschlechter
reihen sie dauernd
an ihres Daseins
unendliche Kette.

Wolfgang Goethe.

204. Erkenntnis.

Willst du o Herz! ein gutes Ziel erreichen,
mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
ein Tor versucht zu geh'n in fremden Schuh'n,
nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
sich Trost nimmt für das eigne Tun,
der immer um sich späht und lauscht und nun
sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu' frei und offen, was du nicht willst lassen,
doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh' den anderen entgegen;
kannst du dein Ich nun fest zusammenfassen,
wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Gottfried Keller.

205. Eigentum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört
als der Gedanke, der ungestört
aus meiner Seele will fließen,
und jeder günstige Augenblick,
den mich ein liebendes Geschick
von Grund aus läßt genießen.

Wolfgang Goethe.

206. Vermächtnis.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig: denn Gesetze
bewahren die lebend'gen Schätze,
aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden:
das alte Wahre, faß' es an!
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
der ihr, die Sonne zu umkreisen,
und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen:
das Zentrum findest du da drinnen,
woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
denn das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen:
kein Falsches lassen sie dich schauen,
wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
und wandle, sicher wie geschmeidig,
durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
das Künftige voraus lebendig —
der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
und bist du vom Gefühl durchdrungen:
was fruchtbar ist, allein ist wahr —
du prüfst das allgemeine Walten,
es wird nach seiner Weise schalten,
geselle dich zur kleinsten Schar.

Und wie von alters her, im stillen,
ein Liebewerk nach eignem Willen
der Philosoph, der Dichter schuf,
so wirst du schönste Gunst erzielen:
denn edlen Seelen vorzufühlen,
ist wünschenswertester Beruf.

Wolfgang Goethe.

207. Abendregen.

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
in den die Abendsonne schien;
der Wandrer schritt auf schmalen Wegen
mit düstrer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
im Fallen durch den goldnen Strahl;
er fühlt' es kühl aufs Haupt ihm sinken
und sprach mit schauernd süßer Qual:

„Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
sich hoch um meine Stirne zieht,
den auf dem Pfad, so ich gezogen,
die heitre Ferne spielen sieht.

Und die mir hier am nächsten stehen,
und wer mich wohl zu kennen meint,
sie können selber doch nicht sehen,
wie er versöhnend ob mir scheint.

So wird, wenn andre Tage kamen,
die sonnig auf dies Heute sehn,
um meinen fernen, blassen Namen
des Friedens heller Bogen stehn."

Gottfried Keller.

208. Sprüche.

I.

Laß ab von diesem Zweifeln, Klauben,
vor dem das Beste selbst zerfällt,
und wahre dir den vollen Glauben
an diese Welt trotz dieser Welt.

Schau hin auf eines Weibes Züge,
das lächelnd auf den Säugling blickt,
und fühl's: es ist nicht alles Lüge,
was uns das Leben bringt und schickt.

Und, Herze, willst du ganz genesen,
sei selber wahr, sei selber rein!
Was wir in Welt und Menschen lesen,
ist nur der eigne Widerschein.

II.

Es kann die Ehre dieser Welt
dir keine Ehre geben,
was dich in Wahrheit hebt und hält,
muß in dir selber leben.

Wenn's deinem Innersten gebricht
an echten Stolzes Stütze,
ob dann die Welt dir Beifall spricht,
ist all dir wenig nütze.

Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
magst du dem Eitlen gönnen;
das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können.

Theodor Fontane.

209. Sprüche.

Wer mit dem Leben spielt,
kommt nie zurecht;
wer sich nicht selbst befiehlt,
bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wäre es besser, nicht geboren.

Wolfgang Goethe.

210. Wanderers Gemütsruhe.

Übers Niederträchtige
niemand sich beklage;
denn es ist das Mächtige,
was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
sich zu Hochgewinne,
und mit Rechtem schaltet es
ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Not
wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
laß sie drehn und stäuben.

Wolfgang Goethe.

211. Geh, gehorche meinen Winken.

Geh, gehorche meinen Winken,
nutze deine jungen Tage,
lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
steht die Zunge selten ein;
du mußt steigen oder sinken,
du mußt herrschen und gewinnen
oder dienen und verlieren,
leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Wolfgang Goethe.

212. Über ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
ist deine Kammer voll Sonne.
Über den First, wo die Glocken hangen,
ist schon lange der Schein gegangen,
ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
einsam wohnt er, oft erschrocken,
doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid:
Sag' ihm ab, dem törigen Neid:
Andrer Gram birgt andre Wonne;
dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
ist deine Kammer voll Sonne.

Paul Heyse.

213. Spruch.

Vom Unglück erst
zieh ab die Schuld;
was übrig ist,
trag in Geduld!

Theodor Storm.

214. Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
von bessern, künftigen Tagen,
nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben,
den Jüngling locket ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben;
denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Toren,
im Herzen kündet es laut sich an:
zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

215. An dein Werk!

Ich will nicht träumen, nein, ich will aufstehen
und klaglos meine armen Werke tun.
Der Morgen blüht und seine Worte wehen:
die Sonne kommt, nun sollst du nicht mehr ruhn.

Leg deine Hände, die der Gram verschlungen,
an dein Beginnen, ob es noch so klein.
Hast du dir nicht den höchsten Stern errungen,
so laß die Tiefe deine Höhe sein.

Sei stolz und fremd und schweig dem Schwarm der Toren.
Schließ zu den Schrein, wo deine Kronen sind.
Meinst du, dein großes Hoffen sei verloren,
weil's ohne Ernte, trübes Menschenkind?

Nein, laß sie schlafen, all die tausend Keime.
Der Atem Gottes hält sie in der Hut.
Die ungebornen Seelen träumen sie wie Träume,
drauf noch die Trübung erster Frühe ruht.

Es kommt dein Tag, der wird dich siegen sehen.
Die Ernte schimmert, die du heiß geträumt.
Dann wirst du groß durch deine Felder gehen,
die dein sind, dein! Ist denn ein Korn versäumt?

Gustav Schüler.

216. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
sie gehen von Munde zu Munde;
doch stammen sie nicht von außen her,
das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren,
laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Mißbrauch rasender Toren;
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben,
und sollt' er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben;
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke;
hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke;
und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
sie pflanzet von Munde zu Munde,
und stammen sie gleich nicht von außen her,
euer Innres gibt davon Kunde;
dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
solang er noch an die drei Worte glaubt.

Friedrich Schiller.

217. Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
mit deinen holden Phantasien,
mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
o meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
die meiner Jugend Pfad erhellt,
die Ideale sind zerronnen,
die einst das trunkne Herz geschwellt,
er ist dahin, der süße Glaube
an Wesen, die mein Traum gebar,
der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
so schlang ich mich mit Liebesarmen
um die Natur, mit Jugendlust,
bis sie zu atmen, zu erwarmen
begann an meiner Dichterbrust,

und teilend meine Flammentriebe
die Stumme eine Sprache fand,
mir wiedergab den Kuß der Liebe
und meines Herzens Klang verstand;
da lebte mir der Baum, die Rose,
mir sang der Quellen Silberfall,
es fühlte selbst das Seelenlose
von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
die enge Brust ein kreißend All,
herauszutreten in das Leben
in Tat und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
solang die Knospe sie noch barg;
wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
dies wenige, wie klein und karg.

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
beglückt in seines Traumes Wahn,
von keiner Sorge noch gezügelt,
der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Äthers bleichste Sterne
erhob ihn der Entwürfe Flug;
nichts war so hoch, und nichts so ferne,
wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahingetragen,
was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
das Glück mit seinem goldnen Kranz,
der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
verloren die Begleiter sich,
sie wandten treulos ihre Schritte,
und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
des Wissens Durst blieb ungestillt,
des Zweifels finstre Wetter zogen
sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
auf der gemeinen Stirn entweiht,
ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze
entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
verlaßner auf dem rauhen Steg,
kaum warf noch einen bleichen Schimmer
die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
der Freundschaft leise, zarte Hand,
des Lebens Bürden liebend teilest,
du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
die langsam schafft, doch nie zerstört,
die zu dem Bau der Ewigkeiten
zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Friedrich Schiller.

218. Seefahrt.

(11. September 1776.)

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
mir Geduld und guten Mut erzechend,
ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
„Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
wartet drüben in den Welten deiner,
wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir."

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
alles wimmelt, alles lebet, webet,
mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
und er scheint sich ihnen hinzugeben,
strebet leise sie zu überlisten,
treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
und er kommt. Vor seinem starren Wüten
streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
„Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!"

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
und vertrauet, scheiternd oder landend,
seinen Göttern.

Wolfgang Goethe.

219. Lynkeus der Türmer.

Zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen,
gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
ich seh in der Näh
den Mond und die Sterne,
den Wald und das Reh.
So seh ich in allen
die ewige Zier,
und wie mir's gefallen,
gefall ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
was je ihr gesehn,
es sei, wie es wolle,
es war doch so schön!

Wolfgang Goethe.

Stunden der Erhebung.

220. Jahr der Seele.

Es lacht in dem steigenden jahr dir
der duft aus dem garten noch leis
flicht in dem flatternden haar dir
eppich und ehrenpreis.

Die wehende saat ist wie gold noch
vielleicht nicht so hoch mehr und reich
rosen begrüßen dich hold noch
ward auch ihr glanz etwas bleich.

Verschweigen wir was uns verwehrt ist
geloben wir glücklich zu sein
wenn auch nicht mehr uns beschert ist
als noch ein rundgang zu zwein.

Stefan George.

221. Kehr ein bei mir!

Du bist die Ruh,
der Friede mild,
die Sehnsucht du,
und was sie stillt.

Ich weihe dir
voll Lust und Schmerz
zur Wohnung hier
mein Aug und Herz.

Kehr ein bei mir,
und schließe du
still hinter dir
die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz
von deiner Lust.

Dies Augenzelt,
von deinem Glanz
allein erhellt,
o, füll es ganz!

Friedrich Rückert.

222. An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder,
wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor:
Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelang,
eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen,
mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
weinend sich aus diesem Bund!

Chor:
Was den großen Ring bewohnet,
huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
an den Brüsten der Natur;
alle Guten, alle Bösen
folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
und der Cherub steht vor Gott.

Chor:
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
in der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor:
Froh, wie seine Sonnen fliegen
durch des Himmels prächtgen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn
freudig wie ein Held zum Siegen!

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
leitet sie des Dulders Bahn.

Auf des Glaubens Sonnenberge
sieht man ihre Fahnen wehn,
durch den Riß gesprengter Särge
sie im Chor der Engel stehn.

Chor:
Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bessre Welt!
Droben überm Sternenzelt
wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Träne soll ihn pressen,
keine Reue nage ihn.

Chor:
Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
in der Traube goldnem Blut
trinken Sanftmut Kannibalen,
die Verzweiflung Heldenmut — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
wenn der volle Römer kreist,
laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
dieses Glas dem guten Geist!

Chor:
Den der Sterne Wirbel loben,
den des Seraphs Hymne preist,
dieses Glas dem guten Geist
überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor:
Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
schwört bei diesem goldnen Wein,
dem Gelübde treu zu sein,
schwört es bei dem Sternenrichter!

Friedrich Schiller.

223. Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
fließt das zephyrleichte Leben
im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln, und Geschlechter fliehen;
ihrer Götterjugend Rosen blühen
wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
auf der Stirn des hohen Uraniden
leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
frei sein in des Todes Reichen,
brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
des Genusses wandelbare Freuden
rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
nach dem Apfel greift sie, und es bindet
ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
die das dunkle Schicksal flechten;
aber frei von jeder Zeitgewalt,
die Gespielin seliger Naturen,
wandelt oben in des Lichtes Fluren,
göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
in des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
frei, in der Vollendung Strahlen
schwebet hier der Menschheit Götterbild,
wie des Lebens schweigende Phantome
glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
wie sie stand im himmlischen Gefild,
ehe noch zum traur'gen Sarkophage
die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
den Erschöpften zu erquicken,
wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
reißt das Leben euch in seine Fluten,
euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel

bei der Schranken peinlichem Gefühl,
dann erblicket von der Schönheit Hügel
freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
und mit krachendem Getös die Wagen
sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
wild und schäumend sich ergossen,
sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
durch der Schönheit stille Schattenlande,
und auf seiner Wellen Silberrande,
malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
in der Anmut freiem Bund vereint,
ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
mit dem Stoff sich zu vermählen,
tatenvoll der Genius entbrennt,
da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
und beharrlich ringend unterwerfe
der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
und im Staube bleibt die Schwere
mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
in des Sieges hoher Sicherheit;
ausgestoßen hat es jeden Zeugen
menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
steht vor des Gesetzes Größe,
wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
da erblasse vor der Wahrheit Strahle
eure Tugend, vor dem Ideale
fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
über diesen grauenvollen Schlund
trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
in die Freiheit der Gedanken,
und die Furchterscheinung ist entflohn,
und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
mit des Menschen Widerstand verschwindet
auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
wenn Laokoon der Schlangen
sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
da empöre sich der Mensch! Es schlage
an des Himmels Wölbung seine Klage
und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
und der Freude Wange werde bleich,
und der heil'gen Sympathie erliege
das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
wo die reinen Formen wohnen,
rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
ging in ewigem Gefechte
einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
stürzte sich, die Freunde zu befreien,
lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
wälzt der unversöhnten Göttin List
auf die will'gen Schultern des Verhaßten —
bis sein Lauf geendigt ist —

bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
flammend sich vom Menschen scheidet
und des Äthers leichte Lüfte trinkt.

Froh des neuen, ungewohnten Schwebens
fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
den Verklärten in Kronions Saal,
und die Göttin mit den Rosenwangen
reicht ihm lächelnd den Pokal.

Friedrich Schiller.

224. Lächeln, Atmen, Schreiten.

Schöpfe du, trage du, halte
tausend Gewässer des Lächelns in deiner Hand!
Lächeln, selige Feuchte ist ausgespannt
all übers Antlitz.
Lächeln ist keine Falte,
Lächeln ist Wesen vom Licht.
Durch die Räume bricht Licht, doch ist es noch nicht.
Nicht die Sonne ist Licht,
erst im Menschengesicht
wird das Licht als Lächeln geboren.
Aus den tönenden, leicht, unsterblichen Toren,
aus den Toren der Augen wallte
Frühling zum erstenmal, Himmelsgischt,
Lächelns nie glühender Brand.
Im Regenbrand des Lächelns spüle die alte Hand,
schöpfe du, trage du, halte!

Lausche du, horche du, höre!
In der Nacht ist der Einklang des Atems los,
der Atem, die Eintracht des Busens groß.
Atem schwebt
über Feindschaft finsterer Chöre.
Atem ist Wesen von höchstem Hauch.
Nicht der Wind, der sich taucht
in Weid, Wald und Strauch,
nicht das Wehn, vor dem sich die Blätter drehn.....
Gottes Hauch wird im Atem der Menschen geboren.
Aus den Lippen, den schweren,
verhangen, dunkel unsterblichen Toren,
fährt Gottes Hauch, die Welt zu bekehren.
Auf dem Windmeer des Atems hebt an,
die Segel zu brüsten im Rausche
der unendlichen Worte nächtlich beladener Kahn.
Horche du, höre du, lausche!

Sinke hin, knie hin, weine!
Sieh der Geliebten erdenlos schwindenden Schritt!
Schwinge dich hin, schwinde ins Schreiten mit!
Schreiten entführt
alles ins Reine, alles ins Allgemeine.
Schreiten ist mehr als Lauf und Gang,
der sternenden Sphäre Hinauf und Entlang,
mehr als des Raumes tanzen der Überschwang.
Im Schreiten der Menschen wird die Bahn der Freiheit geboren.
Mit dem Schreiten der Menschen tritt
Gottes Anmut und Wandel aus allen Herzen und Toren.
Lächeln, Atem und Schritt
sind mehr als des Lichtes, des Windes, der Sterne Bahn,
die Welt fängt im Menschen an.
Im Lächeln, im Atem, im Schritt der Geliebten ertrinke!
Weine hin, knie hin, sinke!

Franz Werfel.

225. Gehst du außen die Mauern entlang.

Gehst du außen die Mauern entlang,
kannst du die vielen Rosen nicht schauen
in dem fremden Gartengang;
aber in deinem tiefen Vertrauen
darfst du sie fühlen wie nahende Frauen.

Sicher schreiten sie zwei zu zweien,
und sie halten sich um die Hüften, —
und die roten singen allein;
und dann fallen mit ihren Düften
leise, leise die weißen ein...

Rainer Maria Rilke.

226. Nun beugt die Nacht...

Nun beugt die Nacht sich singend über mich.
Ich ward erwählter Liebling der Natur.
In einer Barke liegend,
einen blauen Strom hinab durch grüne Landschaft,
die Sonnenseele über mir, Fahnen
am Ufer tönt Musik, und Festtagsmenschen —
O Seele! volles, volles Leben!
Einem schäumenden Silberwasserstrudel
treib ich zu.
Stolze Klippen! jubelnd grüßt euch
das reichste Herz! seid würdig,
schmettert kühn hinab!

Alfred Mombert.

227. Hier ist ein Gipfel.

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier schwimmt das selige Glanzbild des Orion
welttief im Süden.
Und tief im Norden ruht der große Schatten
des alten Schmerzes,
der trinkt hinunter seine eignen Tränen.
Augen glühen aus metallenem Gesicht,
und große Schmetterlinge streifen
mit Flatterflügeln den gesunkenen Koloß.

Alfred Mombert.

228. In dieser mitternächtgen Zeit.

In dieser mitternächtigen Zeit
wirft mich zu Boden große Seligkeit,
so daß ich alles Geschaffene schaue,
uferloses Meer, das wilde, blaue,
Mond und Sonne im Auf- und Niedersteigen
mit Posaunen und Geigen.

Alfred Mombert.

229. Aus dem „Phantasus".

Ich bin der reichste Mann der Welt!
Meine silbernen Jachten
schwimmen auf allen Meeren.
Goldene Villen glitzern durch meine Wälder in Japan, in himmelhohen Alpenseen spiegeln sich meine Schlösser,
auf tausend Inseln hängen meine purpurnen Gärten.
Ich beachte sie kaum.
An ihren aus Bronze gewundenen Schlangengittern
geh ich vorbei,
über meine Diamantgruben ... lasse ich die Lämmer grasen!
Eine leise, lässige, winzig minimale Molekularveränderung in meinem Gehirn,
und ich übersause Milliarden Lichtäonen,
in denen ungezählte Planetenwirbel kaum noch wie bunte, fernferne, blinkende, tanzende, flimmernde Kreisel sind!
Ein unversehns launisch leichtes, legeres, flüchtiges Spielenlassen meines Denkapparats,
und mich durchdonnert ein Dinosaurierkampf,
der auf turmdicken Panzerpoten eine lemurische Ebene zerstampft,
über die seit Jahrbillionen bereits
der indische Ozean blitzt!
Ein Wunsch,
und auf meinem steilen,
schmalschläfig glatten, kahlen, blitzernd olivenbraunen,
von alten Schwerthieben zerbeulten Schädel
mit dem langen, zweispitzig breithin wallend blauschwarz flutenden Satrapenbart,
in dessen krause, duftende Zwickel mir lydische Sklavinnen rote Rubine gedreht,
prunkt
die echte Tiara des Saitaphernes!
Ich überträume alle Träumer!
Der Morgen glänzt,
ein Vogel singt,
ich bücke mich
und pflücke,
nachdenklich, behutsam, vorsichtig,
eine kleine, schlanke,
schlichte,
bescheiden weißtüpflig dunkeläbrig blaue, feinblättrig feuchtfrisch treuäugig unscheinbare,
einfache, simple
Wiesenblume.

„Veronica chamaedrys".
Ehrenpreis!
Und plötzlich weiß ich: ich bin der ärmste Bettler!
Ein Nichts ist meine ganze, von mir erträumte, imaginär eingebildete Herrlichkeit
vor diesem leise sich drehend, schillernd wehend, kristallen schwanken,
buntzitternd blanken,
schimmernd flimmernd spiegelnd reinen, klitzekleinen,
einen
Tautropfen,
der
in der Sonne funkelt!

Arno Holz.

230. Zwei Meilen Trab.

Es sät der Huf, der Sattel knarrt,
der Bügel jankt, es wippt mein Bart
In immer gleichem Trabe.

Auf stillen Wegen wiegt mich längst
mein alter Mecklenburger Hengst,
im Trab, im Trab, im Trabe.

Der sammetweichen Sommernacht
Violenduft und Blütenpracht
begleiten mich im Trabe...

Ein grünes Blatt, ich nahm es mit,
das meiner Stirn vorüberglitt
im Trabe, Trabe, Trabe.

Hut ab, ich nestle wohlgemut,
Hut auf, schon sitzt das Zweiglein gut,
ich blieb im gleichen Trabe.

Bisweilen hätschelt meine Hand
und liebkost Hals und Mähnenwand
dem guten Tier im Trabe.

Ich pfeif aus Flick und Flock ihm vor,
er prustet, er bewegt das Ohr,
und sing ihm eins im Trabe.

Ein Nixchen, das im nahen Bach
sich badet, planscht und spritzt mir nach
im Trabe, Trabe, Trabe.

und wohlig weg im gleichen Maß,
daß ich die ganze Welt vergaß
im Trabe, Trabe, Trabe.

Und immer fort, der Fackel zu,
dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh,
im Trabe, Trabe, Trabe.

Detlev v. Liliencron.

Schuld und Sühne.

231. Inn Harst.

Een Slick un Slamm is Weg un Steg
un alle Gröben blank,
man selten kumt den Fotstieg nach
eensam en Minsch entlank.

En Wagen kann nich doer den Klei,
un ritt der Wul to Per:
denn spreit de Slamm — dat's Not un Dod
de jagt der wild hendoer.

Wenn so des Nachts de Regen pallscht
un Wind un Haff is lud:
Wer glücklich is, de blifft to Hus,
un jagt keen Hund hinut.

Doch menni Seel de drifft de Pin
un menni Hart de Sünn,
de sächt un bedt, de flökt un schellt
un kann den Weg ni finn.

Denn gnad' em Gott bi't Scheringsmoor
un bi de Wörner Wehl:
Na Möldorp to dar lockt en Schin
dar röppt dat: Hier's de Schel!

Folg nich! Dat is keen Minschenstimm,
keen Licht ut Hus un Schün!
Dat lockt di twischen Moor un Meer
in Murrt un Doepel rin.

Doch mennig Een de is as blind
un folgt as weer't en Weg.
Un mennig Een de hört de Stimm
un meent sei lei em rech.

Un hört denn Wer int Morgengraun
as reep en Minsch in Not:
de is verswunn, de ward ni funn —
sin Seel genade Gott!

Klaus Groth.

232. Die traurige Krönung.

Es war ein König Milesint
von dem will ich euch sagen:
der meuchelte sein Bruderskind,
wollte selbst die Krone tragen,
Die Krönung ward mit Prangen
auf Liffenschloß begangen.
O Irland! Irland! wareſt du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
im leeren Marmorsaale,
sieht irr in all die neue Pracht,
wie trunken von dem Mahle;
er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?"

Da kommt ein seltsam Totenspiel,
ein Zug mit leisen Tritten,
vermummte Gäste groß und viel,
eine Krone schwankt inmitten;
es drängt sich durch die Pforte
mit Flüstern ohne Worte;
dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
ein Kind mit frischer Wunde;
es lächelt sterbensweh und nickt,
es macht im Saal die Runde,
es trippelt zu dem Throne,
es reichet eine Krone
dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
von Morgenluft berauschet,
die Kerzen flackern wunderlich,
der Mond am Fenster lauschet;
der Sohn mit Angst und Schweigen
zum Vater tät sich neigen, —
er neiget über eine Leiche sich.

Eduard Mörike.

233. Schöne Agnete.

Als Herrn Ulrichs Wittib in der Kirche gekniet,
da klang vom Kirchhof herüber ein Lied,
die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
die Priester und Knaben, alle blieben stehn,
es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:
„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Meßners Glöcklein klingt,
liebe Mutter, hör, wie draußen deine Tochter singt,
denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
denn ich kann ja nicht mehr knien vor Mariens Schrein,
denn ich hab ja verloren die ewige Seligkeit,
denn ich hab ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.
Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh,
keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum. . . .
Liebste Mutter, ach ich bitte dich,
liebste Mutter, ach ich bitte dich flehentlich,
wolle beten mit deinem Ingesind
für meine grünhaarigen Nixenkind,
wolle beten zu den Heiligen und zu unsrer Lieben Frau
vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach ich bitte dich sehr,
alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher.
Sage du dem Priester nun,
er soll weit auf die Kirchentüren tun,
daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
daß ich sagen kann meinen Kinderlein,
wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!"
Und die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
da ward die Türe weit aufgetan, —
und das ganze heilige Hochamt lang
ein weißes, weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

Agnes Miegel.

234. Lenore.

Lenore fuhr ums Morgenrot
empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
gezogen in die Prager Schlacht
und hatte nicht geschrieben:
ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
des langen Haders müde,
erweichten ihren harten Sinn
und machten endlich Friede;
und jedes Heer, mit Sing und Sang,
mit Paukenschlag und Kling und Klang,
geschmückt mit grünen Reisern,
zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
auf Wegen und auf Stegen,
zog alt und jung dem Jubelschall
der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!" manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
war Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
und frug nach allen Namen;
doch keiner war, der Kundschaft gab,
von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
zerraufte sie ihr Rabenhaar
und warf sich hin zur Erde
mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?" —
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohl getan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl getan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten."

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
wird deinen Jammer lindern."
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
den Toten wiedergeben."

„Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann,
im fernen Ungarlande,
sich seines Glaubens abgetan
zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
wird ihn sein Meineid brennen." —

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
und denk an Gott und Seligkeit!
so wird doch deiner Seelen
der Bräutigam nicht fehlen."

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
mag dort nicht selig werden." — — —

So wütete Verzweifelung
ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
vermessen fort zu hadern;
zerschlug den Busen und zerrang
die Hand bis Sonnenuntergang,
bis auf am Himmelsbogen
die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
als wie von Rosses Hufen;
und klirrend stieg ein Reiter ab
an des Geländers Stufen;
und horch! und horch! den Pfortenring
ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —
„Ach, Wilhelm, du? ... So spät bei Nacht? ..
Geweinet hab' ich und gewacht,
ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?" —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!" —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
mit dir ins Brautbett eilen."

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
die elf schon angeschlagen."
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
noch heut ins Hochzeitsbette."

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier!.... Still, kühl und klein!....
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
die Kammer steht uns offen."

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
sich auf das Roß behende;
wohl um den trauten Reiter schlang
sie ihre Lilienhände;
und hurre hurre, hop hop hop!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben,
und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
vorbei vor ihren Blicken,
wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?.... Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein!.... Doch laß die Toten!"

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?..
Horch Glockenklang! horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
der Sarg und Totenbahre trug.

Das Lied war zu vergleichen
dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
mit, mit zum Brautgelage!...
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
eh' wir zu Bett uns legen!"

Still Sang und Klang.. die Bahre schwand..
gehorsam seinem Rufen
kam's, hurre hurre! nachgerannt,
hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben,
und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach! laß sie ruhn, die Toten!"

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
tanzt' um des Rades Spindel,
halb sichtbarlich, bei Mondenlicht,
ein luftiges Gesindel. —
„Sa sa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
wann wir zu Bette steigen!"

Und das Gesindel, husch husch husch!
kam hinten nachgeprasselt,
wie Wirbelwind am Haselbusch
durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben,
und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch?... Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!

Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Toten!“ —

„Rapp’! Rapp’! mich dünkt, der Hahn schon ruft..
Bald wird der Sand verrinnen..
Rapp’! Rapp’! ich wittre Morgenluft..
Rapp’! tummle dich von hinnen! — — —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitsbette tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“ — — —

Rasch auf ein eisern Gittertor
ging’s mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert’ ein Schlag davor
zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
und über Gräber ging der Lauf;
es blinkten Leichensteine
rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick —
huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
zum nackten Schädel ward sein Kopf;
sein Körper zum Gerippe,
mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp’
und sprühte Feuerfunken;
und hui! war’s unter ihr hinab
verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
rundum herum im Kreise,
die Geister einen Kettentanz
und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! wenn’s Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!“

Gottfried August Bürger.

235. Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
im scharfen Ost die Halme pfeifen,
da trabt es sachte durch die Flur,
da taucht es auf wie Nebelstreifen,
da nieder rauscht es in den Fluß,
und stemmend gen der Wellen Guß
es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
das Roß schwingt seine nassen Flanken,
und wieder eins, und wieder zwei,
bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Heid und Wald,
und wo sich wüst das Dickicht ballt,
da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
um einen Ast den Arm geschlungen,
der Isenburger steht und sinnt
und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,
mich dünkt, als wollt’ es Euch betören;
bei Christi Blute, laßt uns nicht
heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt Eure Hand,
den freien Stegreif Euch verrannt?“ —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,
dem zu dem Kreuz die Rose paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
in seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?“ —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
im härnen Sünderhemd zu stehen,
die Schandekerz’ in Eurer Hand,
und alte Vetteln anzuflehen
um Kyrie und Litanei!?“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
und meinst du denn, ich sei begraben?
O, laß mich nur in meiner Hand —
doch ruhig, still, ich höre traben!“
Sie stehen lauschend, vorgebeugt:
durch das Gezweig der Helmbusch steigt
und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
an neblichten Novembertagen,
wie wunderlich die Wildnis hallt

von Aſtgeſtöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel ſang,
von Sturmesflügeln hergetragen.“ —

Fort trabt der mächtige Prälat,
der kühne Erzbiſchof von Köllen,
er, den der Kaiſer ſich zum Rat
und Reichsverweſer mochte ſtellen,
die ehrne Hand der Kleriſei —
zwei Edelknaben, Reiſ'ger zwei
und noch drei Äbte als Geſellen.

Gelaſſen trabt er fort, im Traum
von eines Wunderdomes Schöne,
auf ſeines Roſſes Hals den Zaum,
er ſtreicht ihm ſanft die dichte Mähne,
die Windesodem ſenkt und ſchwellt;
es ſchaudert, wenn ein Tropfen fällt
von Aſt und Laub, des Nebels Träne.

Schon ſchwindelnd ſteigt das Kirchenſchiff,
ſchon bilden ſich die krauſen Zacken —
da, horch ein Pfiff und hui ein Griff,
ein Helmbuſch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
die Äbte fliehn wie Spreu, und dann
mit Reiſigen ſich Reiſ'ge packen.

Ha, ſchnöder Strauß! zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürſt ſich losgerungen,
er peitſcht ſein Tier, und mit Geſtöhn
hat's übern Hohlweg ſich geſchwungen;
die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“
Vom Roſſe gleitet der Prälat
und iſt ins Dickicht dann gedrungen.

„Huſſa, huſſa, erſchlagt den Hund,
den ſtolzen Hund!“ und eine Meute
fährt's in den Wald, es ſchließt ein Rund,
dann vor — und rückwärts und zur Seite;
die Zweige krachen — ha, es naht —
am Buchenſtamm ſteht der Prälat
wie ein geſtellter Eber heute.

Er blickt verzweifelt auf ſein Schwert,
er löſt die kurze breite Klinge,
dann prüfend untern Mantel fährt
die Linke nach dem Panzerringe;
und nun wohlan, er iſt bereit,
ja, männlich focht der Prieſter heut,
ſein Streich war eine Flammenſchwinge.

Das ſchwirrt und klingelt durch den Wald,
die Blätter ſtäuben von den Eichen,
und über Arm und Schädel bald
blutrote Rinnen tröpfeln, ſchleichen;
entwaffnet der Prälat noch ringt,
der ſtarke Mann, da ziſchend dringt
ein falſcher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Iſenburg: „Es iſt genug,
es iſt zuviel!“ und greift die Zügel;
noch ſah er, wie ein Knecht ihn ſchlug
und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es iſt zuviel, hinweg, geſchwind!“
Fort ſind ſie, und ein Wirbelwind
fegt ihnen nach wie Eulenflügel!

Des Sturmes Odem iſt verrauſcht,
die Tropfen glänzen an dem Laube,
und über Blutes Lachen lauſcht
aus hohem Loch des Spechtes Haube;
was kniſtert nieder von der Höh'
und ſchleppt ſich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
ſo mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er ſich vom Nacken,
er drückt es auf die Wunde dort,
und hier und drüben, immerfort,
ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, holla ho!“ Dann beugt er ſich
und ſpäht, ob noch der Odem rege;
war's nicht, als wenn ein Seufzer ſchlich,
als wenn ein Finger ſich bewege? —
„Ho, holla ho!“ „Hallo, hoho!“
ſchallt's wiederum, des war er froh:
„'s ſind unſre Reiter allewege!“

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
am Rabenſteine unterm Rade,
und überm Rade liegt ein Leib,
an dem ſich weiden Kräh' und Made;
zerbrochen iſt ſein Wappenſchild,
mit Trümmern ſeine Burg gefüllt,
die Seele ſteht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürſten hüllt der Rauch
von Ampeln und von Weihrauchſchwe-
len —
um ſeinen qualmt der Moderhauch,
und Hagel peitſcht der Rippen Höhlen;
im Dome ſteigt ein Trauerchor,
und ein Tedeum ſtieg empor
bei ſeiner Qual aus tauſend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
doch eine bleiche Frau, die kniet
und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;
um sie mied er die Schlinge nicht,
er war ihr Held, er war ihr Licht —
und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Annette v. Droste-Hülshoff.

236. Die Tulipan.

Es gehen so viele Straßen ins Land hinein,
Straßen wie weiße Bänder im Sonnenschein,
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
und wer auf den weißen Straßen einen Sommer lang zieht,
der schreitet mit rüstigen Füßen und frischem Lied,
und wer zwei Jahr und dreie wandert her und hin,
dem werden die Sohlen müde, und friedlos der Sinn,
und wer da liegt auf den Straßen sieben Jahr und mehr,
dem verweht im Staube der Straßen das Glück und die Ehr! — — —

Es wandern zwei durch die Heide, die rot in Blüte steht,
die waren vom Wind der Straßen zusammengeweht:
Ein brauner Schmiedegeselle mit krausem Haar,
der fuhr durch Städte und Länder ins siebte Jahr,
der andre ein junger Gärtner. Der spricht und lacht:
„Was daheim wohl die Mutter für Augen macht!
Meine lederne Katze ist von Gulden schwer,
ich komme weit aus der Fremde, von Holland her.
Mir schenkte mein guter Meister, als ich wandern ging,
hier diese Samenzwiebel, ein edel selten Ding,
die trägt eine feine Blume, wie keiner im Dorf sie kennt,
die zwischen den grünen Blättern rot wie Feuer brennt!
In meiner Mutter Garten, bei Minz und Majoran,
da soll mir wachsen und blühen die Blume Tulipan!"
Der Braune schritt ihm zur Seite und horchte stumm,
drei Birken standen am Wege, da sah er sich spähend um,
es glomm ihm unter den Brauen ein gieriges Feuer an,
es kam eine böse Stunde über den fahrenden Mann.
Er riß aus dem breiten Gurte den Schmiedehammer hervor, —
kein Auge hat's gesehen, gehört kein menschlich Ohr.
Er scharrte eine Grube im Laub am Straßenrand,
und vergaß die tote Tulipan in der wächsernen Totenhand. —

Im letzten Haus im Dorfe, da ging es kling und klang,
daß rot der Funkenregen über die Straße sprang,
es stand die junge Meisterin und spähte in Sonne und Wind:
„Du fremder brauner Geselle, was läufst du so geschwind?
Sie trugen um die Lichtmeßzeit zu Grabe mir den Mann,
was sprichst du in der Schmiede nicht das Handwerk an?" —
Die Ernteseicheln gingen über das falbe Land,
als der fremde Geselle zuerst am Amboß stand,
die raschelnden Blätter stoben im kalten Winde hin,
da küßte er Feierabends seine Meisterin,

und als die Straßen im Lande lagen weiß verschneit,
da nähte die junge Wittib sich wieder ein Hochzeitskleid. —

Es singt die blonde Meistersfrau den lieben langen Tag
und horcht vom Herd herüber auf den Hammerschlag.
Es führt der neue Meister den Schmiedehammer gut,
er steht mit nackten Armen in roter Flackerglut,
er sitzt an eigenem Tische vor Weib und Hausgesind,
als hätte sein Herz vergessen der Straßen Sonne und Wind.
Und stampft vor seiner Schmiede ein eisenloses Pferd,
es ist des Reiters Woher, Wohin ihm keiner Frage wert.
Und kommt ein fechtender Bruder vorbei mit staubigem Schuh,
er schlägt mit zornigem Gruße vor ihm die Türe zu.

Es singt die blonde Meistersfrau, so lange die Sonne lacht,
was stört sie auf vom Kissen in mancher Nacht?
Dumpf die Luft in der Kammer, die Wand von Mondlicht fahl,
der Meister fährt vom Schlafe auf in irrer Qual,
er schreit, als würgt ihm das Grauen die Kehle zu:
„Liegt einer am Straßenrande, der gibt nicht Ruh!"
„Mann, wer gibt nicht Ruhe!" Sie fliegt am ganzen Leib.
Da schüttelt er wild die Fäuste: „Verflucht dein Lauschen, Weib!"
Grau der Wintermorgen, der ins Fenster scheint.
Finster des Meisters Stirne. Die Meisterin sitzt und weint.
— — — — — — — — — — — — — — —

Nun weht das linde Tauen ins Land hinein,
es schmelzen die weißen Streifen am braunen Ackerrain,
es geht ein Schwatzen der Stare über das Wiesenland,
die Weidenkätzchen stäuben draußen am Straßenrand.
Draußen am Straßenrande wacht heimlich Leben auf:
Es hebt sich ein grüner Finger aus dürrem Laub herauf,
der Finger reckt sich höher, wie wenn er droht,
es bricht aus seiner Spitze ein dunkeltiefes Rot!
Kinder haben's gesehen, die kamen den Weg entlang,
als der Küster Schule hielt, lief es von Bank zu Bank.
Der Schäfer trieb vorüber, der hob die Hand:
„Der Böse hat das Kraut gesät! Gott wende Krieg und Brand!"
Der Pfarrer aber schickt ins Feld des Meßners Sohn hinaus:
„Geh, grab mir für mein Gartenbeet das Herrgottswunder aus!"
Der Bub hat um sein Messer die braune Faust gepreßt, —
wie hält die schwarze Erde so zäh ihr Eigen fest!
Und wie die Schollen bröckeln, da blinkt ein fahles Weiß,
und wie die Klinge tiefer gräbt, da wird ihm kalt und heiß, —
er kommt im letzten Abendschein schreiend heimgerannt:
„Es wächst die Blume Tulipan aus einer Knochenhand!"

Nun geht im Dorfe ein Fragen und Raunen an:
„Wo draußen die Birken stehen, ist schwere Tat getan!
Aber der heimliche Frevel hat nicht geruht:
es wuchs eine rote Blume aus ungesühntem Blut!
Gott weiß, wohin des Weges, Gott weiß, woher er kam,
der hier an offner Straße so böse Abfahrt nahm!

Gott weiß, wo eins im Lande um ihn in Sorgen geht!
Gott weiß, wo eine Türe umsonst ihm offen steht!
Und liegt er verscharrt im Sande wie ein verreckter Hund,
wir wollen ein Grab ihm schenken in geweihtem Grund!"
Lehrling und Geselle liefen ins Dorf hinein,
am Amboß in der Schmiede der Meister ist allein.
Er schlägt, wie wenn der Amboß in Stücke springen soll.
Die gottverdammten Glocken! was bimmeln sie wie toll?
Sie läuten den zur Ruhe, der an der Straße lag!
Es springen die roten Funken bei jedem Hammerschlag,
der Meister hört den Hammer und sonst nicht Laut noch Schritt,
was war das für ein Schatten, der über den Amboß glitt?
Und wie er jäh sich wendet, die Stirne naß von Schweiß,
steht eine auf der Schwelle, bis in die Lippen weiß.
Die roten Flammen knistern, sonst kein Laut umher,
es fallen ihre Worte wie Tropfen, bang und schwer.
Aug in Auge schaun die zwei sich an:
„Der dir nicht Ruh gegeben, — ist's der mit der Tulipan?"
Stille. Ein hartes Lachen aus des Meisters Mund.
„Jetzt muß er wohl Ruhe geben in geweihtem Grund!"
Wieder Schweigen, und Glocken in das Schweigen herein,
in den Augen des Mannes lauert ein böser Schein,
er schließt die Faust um den Hammer wie spielend zu:
„Schwatzhaft ist Weiberzunge. Wann gibt die Ruh?"
Da schreit sie in jähem Schrecken, ihr Blut gerinnt,
sie jagt hinaus und das Dorf entlang wie taub und blind,
sie hört nicht die wirren Stimmen rufen hinter ihr,
sie sieht nur des Pfarrers weißes Haar, vor seines Hauses Tür,
da bricht das Weib in die Knie und schluchzt auf seine Hand:
„Hilf Gott, er will mich erschlagen, — wie den am Straßenrand!"

Die Richtstatt ist hoch am Berge und droht ins Land hinein, —
da gehen die weißen Straßen im Sonnenschein.
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
Straßen, von denen zum Himmel heimliche Bluttat schreit,
auf denen einer verloren Ehre und Seligkeit!
Und wenn sie den Leib da droben richten mit dem Schwert, —
Gott sei gnädig der Seele, die ihre Straße fährt!

Lulu v. Strauß u. Torney.

237. Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell
und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . .

— „Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!"

— „Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!"
Der Reiter tritt in einen dunklen Ahnensaal,
von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . .
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
— „Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind's . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
Ein fein, halsstarrig Weib . . . „Wo steckt der Junker? Sprich!"
Sie schweigt. „Bekenn'!" Sie schweigt. „Gib ihn heraus!" Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf . . .
Die nackten Füße pack' ich ihr und strecke sie
tief mitten in die Glut . . . „Gib ihn heraus!" . . . Sie schweigt . . .
Sie windet sich . . . Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich."
Ein tritt der Edelmann. „Du träumst! Zu Tische, Gast . . ."

Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet,
ihn starren sie mit aufgeriss'nen Augen an —
den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd' bin ich wie ein Hund!" Ein Diener leuchtet ihm,
doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
und sieht den Knaben flüstern in das Vaters Ohr . . .
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht . . . Dröhnt hier ein Tritt? . . Schleicht dort ein Schritt? . .
Ihn täuscht das Ohr. Vorüber wandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. „Gesteh'!" Sie schweigt. „Gib ihn heraus!" Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt . . .
— „Erwach'! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!"
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunklen Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
sein Dienst mir schwer... Gemordet hast du teuflisch mir
mein Weib! Und lebst!... Mein ist die Rache, redet Gott."

Conrad Ferdinand Meyer.

Kultur, Arbeit, Alltag.

Sehnsucht und Grauen.

238. Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther; über mir endlos,
blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Tal.

Jene Linie, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
in den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernte ruhiger Kreislauf,
wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick! Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Hauen verstoßen,
aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt,
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
in dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
in das gastliche Tor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Toren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.

Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es seufzt die Dryade,
hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
in der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
andere ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

Ach, da reißen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
an das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
auffteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzet der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde,
mit dem stürzenden Tal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
ehrst du, fromme Natur züchtig das alte Gesetz!

Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Friedrich Schiller.

239. Das eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
denn die Königin ziehet ein,
die Bezähmerin wilder Sitten,
die den Menschen zum Menschen gesellt
und in friedliche, feste Hütten
wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
barg der Troglodyte sich,
der Nomade ließ die Triften
wüste liegen, wo er strich,
mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
ist kein Obdach ihr gewährt,
keines Tempels heitre Säule
zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
lädt zum reinen Mahl sie ein,
nur auf gräßlichen Altären
dorret menschliches Gebein.
Ja, soweit sie wandernd kreiste,
fand sie Elend überall,
und in ihrem großen Geiste
jammert sie des Menschen Fall.

„Find' ich so den Menschen wieder,
dem wir unser Bild geliehn,
dessen schöngestalte Glieder
droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
nicht der Erde Götterschoß,
und auf seinem Königsitze
schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
keiner aus der Sel'gen Chor
hebet ihn mit Wunderarmen
aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
rühret sie nicht fremder Schmerz,
doch der Menschheit Angst und Wehen
fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
stift' er einen ew'gen Bund
gläubig mit der frommen Erde,
seinem mütterlichen Grund,
ehre das Gesetz der Zeiten
und der Monde heil'gen Gang,
welche still gemessen schreiten
im melodischen Gesang."

Und den Nebel teilt sie leise,
der den Blicken sie verhüllt,
plötzlich in der Wilden Kreise
steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
findet sie die rohe Schar,
und die blutgefüllte Schale
bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen
wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
eines Gottes Lippen nicht.
Keine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
mit des Feldes frommen Gaben
wird der Heilige verehrt."

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
aus des Jägers rauher Hand,
mit dem Schaft des Mordgewehres
furchet sie den leichten Sand,
nimmt von ihres Kranzes Spitze
einen Kern, mit Kraft gefüllt,
senkt ihn in die zarte Ritze,
und der Trieb des Keimes schwillt —

Und mit grünen Halmen schmücket
sich der Boden alsobald,
und soweit das Auge blicket,
wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
flicht der ersten Garbe Bund,
wählt den Feldstein sich zum Herde,
und es spricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höhn!
Daß dies Opfer dir gefalle,
laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselgen Volke,
das dich, Hoher! noch nicht nennt,
nimm hinweg des Auges Wolke,
daß es seinen Gott erkennt!"

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
donnernd aus den blauen Höhen
wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
hebt sich wirbelnd vom Altar,
und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
und die rohen Seelen zerfließen
in der Menschlichkeit erstem Gefühl,
werfen von sich die blutige Wehre
öffnen den düstergebundenen Sinn
und empfangen die göttliche Lehre
aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
und mit dem gerechten Stab
mißt sie jedem seine Rechte,
setzet selbst der Grenze Stein,
und des Styx verborgne Mächte
ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
hochgelehrt in Erz und Ton.
Und er lehrt die Kunst der Zange
und der Blasebälge Zug,
unter seines Hammers Zwange
bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
ragend mit gewicht'gem Speer,
läßt die Stimme mächtig schallen
und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
jedem Schutz und Schirm zu sein,
die zerstreute Welt zu binden
in vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
durch des Feldes weiten Plan,
und an ihres Fußes Tritte
heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
um des Hügels grünen Saum,
auch des wilden Stromes Bette
schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
die der schnellen Artemis
folgen auf des Berges Pfaden,
schwingend ihren Jägerspieß,
alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
und von ihrer Äxte Schlägen
krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
steigt der schilfbekränzte Gott,
wälzt den schweren Floß zur Stelle
auf der Göttin Machtgebot;
und die leichtgeschürzten Stunden
fliegen ans Geschäft gewandt,
und die rauhen Stämme runden
zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
rasch mit des Tridentes Stoß
bricht er die granitnen Säulen
aus dem Erdgerippe los,
schwingt sie in gewalt'gen Händen
hoch wie einen leichten Ball,
und mit Hermes, dem behenden,
türmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
lockt Apoll die Harmonie
und das holde Maß der Zeiten
und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
fallen die Kamönen ein;
leise nach des Liedes Klange
füget sich der Stein zum Stein.

Und der Tore weite Flügel
setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
ist der Wunderbau vollbracht,
und der Tempel heitre Wände
glänzen schon in Festespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
naht die Götterkönigin,
und sie führt den schönsten Hirten
zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
schmücket selbst das erste Paar,
alle Götter bringen Gaben,
reiche, den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
von der Götter sel'gem Chor
eingeführt, mit Harmonien
in das gastlich offne Tor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
segnend ihre Hand gefaltet,
spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
frei im Äther herrscht der Gott,
ihrer Brust gewalt'ge Lüste
zähmet das Naturgebot;
doch der Mensch, in ihrer Mitte,
soll sich an den Menschen reihn,
und allein durch seine Sitte
kann er frei und mächtig sein."

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
denn die Königin ziehet ein,
die uns die süße Heimat gegeben,
die den Menschen zum Menschen gesellt,
unser Gesang soll sie festlich erheben,
die beglückende Mutter der Welt!

Friedrich Schiller.

240. Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
an der Freude leichtem Gängelband
selige Geschlechter noch geführet,
schöne Wesen aus dem Fabelland
ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
und was nie empfunden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
gab man höhern Adel der Natur,
alles wies den eingeweihten Blicken,
alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
seelenlos ein Feuerball sich dreht,
lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
eine Dryas lebt' in jenem Baum,
aus den Urnen lieblicher Najaden
sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorber wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
die sie um Persephonen geweint,
und von diesem Hügel rief Cythere,
ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
war aus eurem heitern Dienst verbannt,
glücklich sollten alle Herzen schlagen,
denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne,
keiner Freude schämte sich der Gott,
wo die keusch errötende Kamöne,
wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
euch verherrlichte das Heldenspiel
an des Isthmus kronenreichen Festen,
und die Wagen donnerten zum Ziel.

Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
kreisten um den prangenden Altar,
eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
und der Panther prächtiges Gespann
meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
um ihn springen rasende Mänaden,
ihre Tänze loben seinen Wein,
und des Wirtes braune Wangen laden
lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
nahm das letzte Leben von der Lippe,
seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
hielt der Enkel einer Sterblichen,
und des Thrakers seelenvolle Klage
rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
in Elysiens Hainen wieder an,
treue Liebe fand den treuen Gatten
und der Wagenlenker seine Bahn;
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
in Alcestens Arme sinkt Admet,
seinen Freund erkennt Orestes wieder,
seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
großer Taten herrliche Vollbringer
klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Toten
neigte sich der Götter stille Schar,
durch die Fluten leuchtet dem Piloten
vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
ach, von jenem lebenwarmen Bilde
blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
von des Nordes schauerlichem Wehn,
einen zu bereichern unter allen,
mußte diese Götterwelt vergehn.

Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
ach! sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
sel'ger nie durch meine Seligkeit,
fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
und an ewig gleicher Spindel winden
sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
heim die Götter, unnütz einer Welt,
die, entwachsen ihrem Gängelbande,
sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
alles Hohe nahmen sie mit fort,
alle Farben, alle Lebenstöne,
und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
sie gerettet auf des Pindus Höhn:
was unsterblich im Gesang soll leben,
muß im Leben untergehn.

Friedrich Schiller.

241. Auf einem Bahnhof.

Aus einer Riesenstadt verirrt ich mich
auf einen weit entlegnen, kleinen Bahnhof.
Ein Städtchen wird vielleicht von hier erreicht
von Männern, die vom Morgen an viel Stunden
am Pult, in Läden und Kanzlei gesessen,
und nun des Abends im Familienkreise
den Staub abschütteln wollen vom „Geschäft".

Ein glühend heißer Sommertag schloß ab.
Es war die Zeit der Mitteldämmerung.
Der neue Mond schob wie ein Komma sich
just zwischen zwei bepackte Güterwagen.
Im Westen lag der stumme Abendhimmel
in ganz verblaßter, milchig gelber Farbe.
An diesem Himmel stand wie ausgeschnitten
ein Haufen Schornsteintürme vor der Helle.
Aus allen Schloten qualmte dicker Rauch,
erst grad zur Höhe, dann wie gebrochen bald,

beinah im rechten Winkel, einem Windzug
nachgebend, der hier Oberhand gewonnen.
In wunderlich geformten Ofen dort,
die offne Stellen zeigten, lohte ruhig,
ganz ruhig, ohne jeden Flackerzug,
ein dunkelblauer, starker Flammenmantel.
Und aus der großen Stadt klang dumpf Geräusch,
ein brodelnd Kochen, das ich einmal schon
gehört, als vor Paris wir Deutschen lagen,
indessen drinnen die Kommune sich
im Höllenlärme blutige Wangen wusch.
Das fiel mir ein in diesem Augenblick.

Und wie auch damals, kam ein Bild von neuem:
Scharf, wie geputztes Messing blank, erglänzte
hoch über allem Zank, der Jupiter.
Und heut wie einst: der Jupiter stand oben,
von allen Sternen er allein zu sehn,
und schaute auf den ewigen Erdenkampf,
der mir so wüst in dieser Stunde schien.
Und wie bezwungen sprach ich vor mich hin
mit leiser Lippe: Zwanzigstes Jahrhundert.

Um mich war's leer; ein letzter Zug hielt fertig,
die letzten Arbeitsmüden zu erwarten.
Ein Bahnbeamter mit knallroter Mütze,
schoß mir vorbei mit Eilgutformularen.
Sonst nichts. Nur oben stand der Jupiter.
Die blauen Flammen lohten geisterhaft,
und aus der Stadt her drang verworrner Ton.

Detlev v. Liliencron.

242. Entzauberung.

Dort drüben liegt sie — riesenbreit erstreckt —
und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt —
die steinern fahle Stadt — von hunderttausend
Tagwerken murrend und erbrausend.
Ein Dunst umhüllt die Dächer, rußig, bleiern:
Der Schlote Ausgeburt — die noch nicht feiern.
Und doch schon murmeln von der Vesperstunde
die düstern Türme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadt Rumpf,
aus fünf gezeilten Fenstern stumpf
hinüberstarrt — zum braunen Ackergrund,
wo — schmutzigrot die Mauern —
zwei qualmende Fabriken kauern.
Horch, die Maschine heult das Vesperzeichen!
Da rinnt aus dem Fabrikentor
ein langer Zug von Arbeitsvolk
den Ackerweg dahin — zur Stadt.
Und sieh, die Häuserstirnen rötet matt
der Abendwolken Widerschein.

Auf einmal quillt der Feuerball herein
aus einem Wolkenriß und überflutet
die Landschaft, daß sie golden glutet.

O Zaubertat! Die Stadt mit ihrem Dunst
liegt nun verklärt, von Purpurduft umflossen:
ein Berg, in den in ungestümer Brunst,
aus grauem Dorn, blutrote Rosen sprossen.

Und sieh nur, wie die Scheibenzeilen strahlen,
mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen —
wie alle Häuser, alle Fensteraugen,
mit heißem Durst die Purpurquelle saugen
und saugend immer lichter sich verklären —
als ob sie fluchbeladne Schlösser wären,
die für ein karges Weilchen von der bösen
Verwünschung sich erlösen.
Und sie betrachtend voller Staunen
hör ich die Häuser gramvoll raunen:

„Verwunschene Schlösser, verfluchte Mauern,
ach wohl, das sind wir! Müssen ja trauern
in düstrer Öde jahraus, jahrein,
hilfloses Grauen im lahmen Gebein.
Durch Kerkerräume Gespenster poltern,
viel arme Menschenseelen zu foltern,
mit teuflischen Zangen, mit Dürsten und Fasten;
mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.
Auf faulem Stroh die Armut kauert,
verzehrt vom Fieber und frostdurchschauert;
das Auge irrt,
es ringen die Hände...
Doch fledermausig
die Sorge schwirrt
um unsere grausig
verdammten Wände...
Fluch und kein Ende!

Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
die Stirn uns rührt
und an jenen gemahnt,
den unsere Seele erschauernd ahnt:
den Strahlenbräutigam wundervoll,
den starken Helden, der kommen soll,
aus gespenstischer Not, aus Nacht und Ketten
auf ewig uns zum Lichte retten." — —

So klagten die Verfluchten. Und der Scheiben Rot
ward düster und erstarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgesunken:
Ein Schlackenhaufen,
schwarz — und kalt — und tot.

Bruno Wille.

243. Die Brück' am Tay.

28. Dezember 1879.

When shall we three meet again?
Shakespeare, Macbeth.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die siebente Stund' am Brückendamm."
„Am Mittelpfeiler." „Ich lösche die Flamm'."
„Ich mit." „Ich komme vom Norden her."
„Und ich von Süden." „Und ich vom Meer."
„Hei, das gibt ein Ringelreihn,
und die Brücke muß in den Grund hinein."
„Und der Zug, der in die Brücke tritt
um die siebente Stund'?" „Ei, der muß mit."
„Muß mit." „Tand, Tand,
ist das Gebilde von Menschenhand!"

Auf der Norderseite das Brückenhaus —
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
und in Bangen sehen nach Süden zu,
sehen und warten, ob nicht ein Licht
übers Wasser hin „Ich komme" spricht,
„ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
ich, der Edinburger Zug."

Und der Brückner jetzt: „Ich seh' einen Schein
am andern Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
unser Johnie kommt und will seinen Baum,
und was noch am Baume von Lichtern ist,
zünd' alles an wie zum heiligen Christ,
der will heuer zweimal mit uns sein —
und in elf Minuten ist er herein.

Und es war der Zug. Am Süderturm
keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
die bleiben Sieger in solchem Kampf,
und wie's auch rast und ringt und rennt,
wir kriegen es unter: das Element.

Und unser Stolz ist unsre Brück';
ich lache, denk' ich an früher zurück,
an all den Jammer und all die Not
mit dem elend alten Schifferboot;
wie manche liebe Christfestnacht
hab' ich im Fährhaus zugebracht
und sah unsrer Fenster lichten Schein
und zählte und konnte nicht drüben sein."

Auf der Norderseite das Brückenhaus —
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
und in Bangen sehen nach Süden zu;
denn wütender wurde der Winde Spiel,
und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel',
erglüht es in niederschießender Pracht
überm Wasser unten ... Und wieder ist Nacht.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um Mitternacht am Bergeskamm."
„Auf dem hohen Moor am Erlenstamm."
„Ich komme." „Ich mit." „Ich nenn' euch die Zahl."
„Und ich die Namen." „Und ich die Qual."
„Hei! Wie Splitter brach das Gebälk entzwei."
„Tand, Tand,
ist das Gebilde von Menschenhand!" Theodor Fontane.

244. Die Stadt.

Aus diesem Kerker, steil geschichtet,
bricht meiner Seele Wanderschrei.
Ich hab' ein neues Land gesichtet.
Ich bin bereit. Ich mach' mich frei.

Die Werke stoßen Feuerfahnen
steil in den Himmel und sind toll:
Auch ich will mir die Wege bahnen,
auch ich bin roten Feuers voll!

Aus diesem Stein- und Hungerhaufen
gehn viele Straßen in die Welt.
Ich will die Himmelsstraße laufen,
auf die der Tau der Sterne fällt.

Ich will nicht immerfort bezügelt
der Arbeit schwere Mühle drehn:
Ich will befeuert und beflügelt
nach Bergen und nach Meeren gehn!

Hier, wo sich alle Kraft versammelt,
ein Strom, der Millionen trägt!
Die Quelle grüß' ich, die aufstammelt,
weil keusch ihr kühles Seelchen schlägt.

Aus diesem Stahl- und Feuerringe,
der donnernd dich und mich umschlingt,
will ich zum Urgrund aller Dinge,
daß sich mein Herz zur Demut zwingt.

Mich quält das tote Bücherwissen,
die laute Stadt aus Schweiß und Stein:
Mein Herz will einmal hingerissen,
erhöht und überwältigt sein.

Die Übermacht der vielen Sterne!
Der Brandung Gischt und Donnerton!
Das alles bist du, trunkne Ferne:
Ich bin bereit. Ich bin dein Sohn.

Max Barthel.

Not und Armut.

245. Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
und fallen nachts wie tote Vögel nieder
und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
vernehmen wir und reden viele Worte
und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
und drohende, und totenhaft verdorrte...

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
die wir doch groß und ewig einsam sind
und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Hugo v. Hofmannsthal.

246. Warum mein Gott.

Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
der ich aufging, unwissend Kerzenlicht,
und da bin jetzt im Winde meiner Schuld,
was schufst du mich, mein Herr und Gott,
zur Eitelkeit des Worts,
und daß ich dies füge,
und trage vermessenen Stolz,
und in der Ferne meiner selbst
die Einsamkeit?!
Was schufst du mich zu dem, mein Herr
und Gott?

Warum, warum nicht gabst du mir
zwei Hände voll Hilfe,
und Augen, waltend Doppelgestirn des Trostes?
Und eine Stimme aprilen, regnend Musik der Güte,
und Stirne überhangen
von süßer Lampe der Demut?
Und einen Schritt durch tausend Straßen
am Abend zu tragen alle
Glocken der Erde
ins Herz, ins Herze des Leidens ewiglich?!

Siehe es fiebern
so viele Kindlein jetzt im Abendbett,
und Niobe ist Stein und kann nicht weinen.
Und dunkler Sünder starrt
in seines Himmels Ausgemessenheit.
Und jede Seele fällt zur Nacht
vom Baum, ein Blatt im Herbst des Traumes.
Und alle drängen sich um eine Wärme,
weil Winter ist
und warme Schmerzenszeit.

Warum, mein Herr und Gott, schufst du mich nicht,
zu deinem Seraph, goldigen, willkommenen,
der Hände Kristall auf Fieber zu legen,
zu gehn durch Türenseufzer ein und aus?!
Gegrüßet und geheißen:
Schlaf, Träne, Stube, Kuß, Gemeinschaft, Kindheit, mütterlich?!
Und daß ich raste auf den Ofenbänken,
und Zuspruch bin, und Balsam deines Hauses,
nur Flug und Botengang, und mein nichts weiß,
und im Gelock den Frühtau deines Angesichts!

Franz Werfel.

247. Manche freilich ...

Manche freilich müssen drunten sterben,
wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
andre wohnen bei dem Steuer droben,
kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
andern sind die Stühle gerichtet
bei den Sibyllen, den Königinnen,
und da sitzen sie wie zu Hause,
leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
in die anderen Leben hinüber,
und die leichten sind an die schweren
wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
noch weghalten von der erschrockenen Seele
stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
durcheinander spielt sie alle das Dasein,
und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
schlanke Flamme oder schmale Leier.

Hugo v. Hofmannsthal.

248. Ein Bild — Ein anderes.

Aus Sandstein ist das gelbliche Portal,
die roten Säulen aus Granit gehauen,
und seitwärts in ein weißes Piedestal
vergräbt ein Löwe seine Marmorklauen.
Doch schwarz verhängt sind alle Fenster heut
und Lichter brennen nur im Erdgeschosse,
der Straßendamm ist hoch mit Stroh bestreut
und lautlos drüberhin rollt die Karosse.

Das Treppenhaus verteidigt der Portier
und schüttelt grimmig seine graue Mähne,
und naht gar einer aus der Hautevolee,
dann fletscht er zerberusgleich seine Zähne.
Im Prunksaal trauern hinter Flor und Taft
die bunten Inderstoffe aus Lahore,
auch schleicht die goldbetreßte Dienerschaft
nur auf Spitzenzehen durch die Korridore.

Der hochgeborne Hausherr, Exzellenz,
schwankt wie ein Rohr umher auf bleicher Düne,
die erste Redekraft des Parlaments
fehlt heute abermals auf der Tribüne.
Zwar trat man gestern erst in den Etat,
doch hat sein Fehlen diesmal gute Gründe:
Schon viermal war der greise Hausarzt da
und meinte, daß es sehr bedenklich stünde.

Nach Eis und Himbeer wird gar oft geschellt,
doch mäuschenstill ist es im Krankenzimmer,
und seine düstre Teppichpracht erhellt
nur einer Ampel rötliches Geflimmer.
Weit offen steht die Tür zum Vestibül,
und wie im Traum nur plätschert die Fontäne,
die Luft umher ist wie gewitterschwül,
denn ach, die gnädige Frau hat heut – Migräne.

Fünf wurmzernagte Stiegen geht's hinauf
ins letzte Stockwerk einer Mietskaserne;
hier hält der Nordwind sich am liebsten auf,
und durch das Dachwerk schaun des Himmels Sterne.
Was sie erspähn, oh! es ist grad genug,
um mit dem Elend brüderlich zu weinen:
Ein Stückchen Schwarzbrot und ein Wasserkrug.
Ein Werktisch und ein Schemel mit drei Beinen.

Das Fenster ist vernagelt durch ein Brett,
und doch durchpfeift der Wind es hin und wieder,
und dort auf jenem strohgestopften Bett
liegt fieberkrank ein junges Weib danieder.
Drei kleine Kinder stehn um sie herum,
die stieren Blicks an ihren Zügen hangen,

vor vielem Weinen ward ihr Mündlein stumm,
und keine Träne mehr netzt ihre Wangen.
Ein Stümpfchen Talglicht gibt nur trüben Schein;
doch horch, es klopft, was mag das nur bedeuten?
Es klopft, und durch die Tür tritt nun herein
ein junger Herr, geführt von Nachbarsleuten.
Der Armenhilfsarzt ist's aus dem Revier,
den sie geholt aus Mitleid mit der Kranken,
indes ihr Mann in Branntwein und in Bier
sich selbst betäubt und seine Wutgedanken.
Der junge Doktor aber nimmt das Licht
und tritt mit ihm ans Bett des armen Weibes,
doch gelb wie Wachs und spitz ist ihr Gesicht

und kalt und starr die Glieder ihres Leibes.
Da schluchzt sein Herz, indes das Licht verkohlt,
von nie gekannter Wehmut überschlichen:
Weint, Kinder, weint! ich bin zu spät geholt,
denn eure Mutter ist bereits — verblichen!

Arno Holz.

249. Zwischen Halde und Heerweg.

Im Spritzenhause des Dorfes liegt
des fremden Bettlers erstarrte Leiche;
der Förster fand sie im Morgengraun
am Heerweg unter der großen Eiche.

Kalt bläst der Wind durch das Ziegeldach
und hüllt mit des Schnees weichfallenden Flocken,
mitleid'ger als Menschen, die nackte Brust,
die fahle Stirn und die greisen Locken.

Landstreicher halten die Leichenwacht:
Der Marder drückt sich unter die Latte;
die öden Taschen des toten Kumpans
beschnobert umsonst die enterbte Ratte.

Sein Nachlaß hängt an dem Nagel dort,
ein Schwarzdornstab mit eiserner Spitze,
ein leerer, durchlöcherter Bettelsack
und eine vergriffne Soldatenmütze.

Wer war und woher der fahrende Mann? —
Ein Findling, weint' er an grüner Halde;
sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
sein Vetter der wilde Vogel im Walde.

Was zwischen Halde und Heerweg liegt? —
Seiltänzer frag' und den Wärter im Spittel,
die rote Wirtin im Heidekrug,
Zigeuner und Roßkamm, Köhler und Büttel.

Wer hebt die Hand? Wer schleudert den Stein?
Wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist; er ist, was du wirst;
wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.

Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sanft,
befehlt die Seele dem Born der Gnaden,
und eine Träne des Mitleids zollt
den dunklen Wallern auf dunklen Pfaden.

Friedrich Wilhelm Weber.

250. Der Steinklopfer.

Ich bin kein Minister,
ich bin kein König,
ich bin kein Priester,
ich bin kein Held;
mir ist kein Orden,
mir ist kein Titel
verliehen worden
und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
du harter Plocken,
die Splitter fliegen,
der Sand stäubt auf
„Du armer Flegel",
mein Vater brummte,
„nimm meinen Schlägel!"
und starb darauf.

Heut' hab ich Armer
noch nichts gegessen,
der Allerbarmer
hat nichts gesandt;
von goldnem Weine
hab' ich geträumet
und klopfe Steine
fürs Vaterland.

Karl Henckell.

251. Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um froh zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn, mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
o, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind, wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um froh zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit.

Richard Dehmel.

252. Erntelied.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
viel' Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
viel' arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Richard Dehmel.

253. An die Arbeiter.

(Für Max Barthel.)

Was schafft dir deinen Schmerz, Prolet? —
— Daß du dich ganz, mit Leib und Leben,
dem Werk, der Arbeit, hingegeben,
die du mit deiner Seele nährst
— und daß nichts von dir darin aufersteht:
Das schafft dir deinen Schmerz, Prolet!

Daß Brücke, Haus und Garn und Tuch
dein Blut trank und der Seele Schmerzen,
das prangt nun hell im Licht von tausend Kerzen!
— Und daß man stolz daran vorübergeht:
Das ist dein und der Menschheit Fluch, Prolet!

Und daß die Herrscher unsrer Welt
nach Macht und Gold aus unsrem Schaffen haschen,
kristallisiert aus unsrem Blut;
wir wissen: Haus und Brot sind gut.
Doch hat der Lohn, das blanke Geld,
noch nicht den Fluch davon gewaschen.

So reck' dich auf! Sei stark und groß, Prolet!
Und schau! in Brücken, Häusern und Maschinen,
da kreist dein Blut, der Welt zu dienen.
Du hältst in deinen harten Händen
das Weltgeschenk: dich selbst, zu spenden. —
— Wenn einst die Welt dich und dein Tun versteht,
bist du erlöst. Es kommt dein Tag, Prolet!

Heinrich Lersch.

254. Armut.

Die Armen sind geboren wie andre aus Mutterleibern.
Seele, Auge und Blut sind so wie der anderen Menschen.
Sonne und Nächte, Früchte und Frühling gelten auch ihnen,
und doch ist alles so anders, wenn es den Armen begegnet:
Geborenwerden und Sein und Ernte und Sonnenlicht.

Sie dürfen nur Zeichen tun, als lebten sie, dürfen nicht leben;
was sie besitzen, wird Not und, wessen sie darben, Verhängnis.
Freude zu Angst und Liebe Gefahr und Elternschaft Hunger,
Seele zu Leid und Wirken zu Schweiß und Auge zum Werkzeug,
Labsal der andern, an ihren Lippen, wird Bitternis.

Sie müssen die Reichen sehen, die sich vor ihnen nicht schämen,
immer messen ihr Nichts am Überflusse der andern,
immer vergiften sich lassen die Ruh nach dem Sturm des Entsagens,
während jene die Mittel haben, zu meiden der Armut
behagenstörende Nähe und grausames Angesicht.

Ach, sie haben ja Geld, die Reichen! Und Geld ist immer Ersparnis
am Herzen, am Dienen von Mensch zu Mensch, an tätiger Liebe,
aber der Armen Münze ist immer ihr Selbst, ihre Freiheit,
ihr Dasein und Tun zu eigenem Zwecke, sie müssen immer
bezahlen mit Menschenwürdeverlust und Glückverzicht.

Darum leben sie nicht und dürfen nur, als ob sie lebten,
Zeichen tun, und scheinbar ist alles, was sie besitzen.
Wirklich haben sie nichts — nicht Lust, nicht Auge noch Seele,
haben nicht Sonne, nicht Nächte, haben nicht Früchte und Frühling,
nicht an Weib und Kindern köstliches Eigentum. Anton Wildgans.

Arbeit.

255. Eifeldorf.

Zwischen den Bergen fand sich noch Raum
für Häuser und steinige Felder;
unten ein schmaler Wiesensaum,
drüber Wälder und Wälder.

Strömender Heid- und Wacholderduft,
Kiefern im Wind sich bauschend,
Sonnenschein und Blütenluft,
Bäche, stürzend und rauschend.

Kleingehörntes, mageres Vieh
weidet an buschigen Hängen,
hagere Hirten hüten sie
mit fremden, ernsten Gesängen.

Drunten schleift und kreischt ein Rad,
still sinnende Menschen reuten.
Hinaus führt ein halsgefährlicher Pfad
in die Welt und zu reichen Leuten.

Ernst Thrasolt.

256. Letzte Ernte.

„Ich brachte in siebzig Jahren viele Ernte ein,
dies soll mein letztes Fuder wohl gewesen sein!
Die Gäule scheuten am Tore, sie jagten mit Gewalt,
ich schrie und riß an der Leine, aber mein Arm ist alt.

Vor ihren polternden Hufen der Staub flog auf wie Rauch,
die Garben schleiften die Steine — mein alter Rücken auch.
Mutter, was hilft das Weinen? Das ist nun, wie es ist,
siebzig Jahre und drüber war doch eine schöne Frist!

Daß sie den Schmied nur holen, ein Eisen fehlt dem Voß,
und hinterm Hof am Tore, da ist ein Pfosten los,
und daß sie nicht vergessen: da wo die Pappeln stehn,
im letzten Schlag am Berge, da sollen sie Roggen sä'n.

Kommt jeder an die Reihe, König, Bauer und Knecht!
Ist's unsers Hergotts Wille, so ist es mir auch recht.
Was stehst du vor dem Bette und beugst dich drüber dicht?
Meinst du, Mutter, ich sähe die Totenlichter nicht?

Vier Lichter an der Lade, wie sich's zu Recht gehört,
vier Pferde vor dem Wagen, der mich vom Hofe fährt,
der weißen Klageweiber zween vor meiner Truh',
im breiten linnenen Laken vom Kopf bis auf die Schuh'!

Mutter, kommen die Kühe schon vom Kamp herein?
Die Schwarze brüllt am Tore, da muß es Melkzeit sein.
Ich höre die Knechte singen vor der Dielentür, —
morgen um Feierabend bin ich nicht mehr hier!

Viel Hände braucht die Ernte. Der Herrgott hat's gewußt.
Gottlob, daß ich nicht früher habe fortgemußt!
Und wenn ich Feierabend heute machen soll, —
gemäht sind die letzten Ähren, und alle Scheuern voll!"

Lulu v. Strauß u. Torney.

257. Bergarbeiterlied.

Wir tragen alle ein Licht durch die Nacht,
unter Tag.
Wir träumen von unerschöpflicher Pracht,
über Tag.
Wir helfen ein Werk tun, ist keins ihm gleich;
Glückauf!
Wir machen das Erdreich zum Himmelreich;
Glückauf!

Einst fiel alles Leben vom Himmel herab,
über Tag.
Wir Bergleute schürfen's aus dem Grab,
unter Tag.
Wir fördern's herauf das tote Gestein;
Glückauf!
Wir machen's wieder zu Sonnenschein;
Glückauf!

Auf Erden ist immerfort jüngstes Gericht,
unter Tag.
Aus Schutt wird Feuer, wird Wärme, wird Licht,
über Tag.
Wir schlagen aus jeglicher Schlacke noch Glut;
Glückauf!
Wir ruhn erst, wenn Gottes Tagwerk ruht;
Glückauf!

Richard Dehmel.

258. Die neue Zeit.

Ein Kornfeld noch? hier? hier? das reift wohl nie!
Ein Kätnerhaus, wie fremd im eignen Land.
Verkrümmte Fenster, graue Giebelwand;
zwei alte Pappeln wehn Melancholie.
Und eine Schwalbe noch streicht hin und her ...
Am Pförtchen lehnt ein greiser Mann und schaut
wehmütig, grollend, krank, sein Auge taut;
die kleine Schwalbe fliegt noch hin und her.
Hoch kommt ein Wandrer: „Schlafe, Freund, du sträubst
vergebens dich der neuen, eisernen Zeit;
sie wächst in Herrlichkeit ... ob du zerstäubst.
Ich warne jeden, der die Zukunft narrt;
ich geh voraus, sei nicht zu spät bereit!"
Er lächelte ... war's wohl Eckart?

Zieht aus, ihr alten Bauern, bleibt nicht hier,
Deutschland ist groß! Freiland winkt hinterm Meer!
Pflanzt Hürden deutschen Volkstums! Wer
erdruhigem Kern entsproß, wie Baum und Tier, wie ihr
in Sonne und Regen heim war, der bleib heim
in Korn und Wald, der paßt nicht hie
in dunkle Dunstwüsten der Industrie,
sie zehrt ihm Mark und Sein und Keim.
Wer weiß, was wird aus all den Millionen,
ererbtem Wohnsinn fremd, die rings mit andern
Gesichtern und Sitten losgerissen wohnen?
Ob sie verwurzeln, ob sie mürb rückwandern?
Zieht aus, ihr alten Bauern, eh ihr im reichen Golde
verkauften Lands verlumpt als — Trunkenbolde!

Josef Winkler.

259. Feuerarbeiter.

Mittag ist es. Weltverloren
stürzt die Schar aus der Fabrik;
Sehnsucht quillt aus schwarzen Toren —
Sehnsucht nach dem stillen Glück.

Aber du bekämpfst dein Sehnen,
Mann des Ofens, wundgebrannt;
abends rufen die Sirenen
heim dich in dein Friedensland.

An der Mütze braune Fetzen
von des Martinofens Glut,
schreitest du in langen Sätzen
fiebernd durch die Menschenflut.

Jeden Tag in gleicher Weise,
schauend kaum ein lieb' Gesicht,
nimmst du deine karge Speise —
Flammen rufen dich zur Pflicht.

Christoph Wieprecht.

260. Martinwerk.

Hünengestalten — in Schweiß gebadet —
so stehen sie vor der zuckenden Glut;
hornhäutig die Hand, die den Wagen entladet,
darauf hoch das Erz und die Massel ruht.
Und Brocken auf Brocken in wirbelnden Bogen
empfängt unter Zischen das glühende Meer,
bis alles, was knirschend die Wage gewogen,
in den Schlund versenkt das dampfende Heer.

Verschnauft euch — Gesellen. Die Türen geschlossen!
Nun, Stocher, den Gasdruck auf Schmelzen gestellt:
Du kennst ja kein Müdsein — stehst selbst wie gegossen,
ein Denkmal der Kunst in der eisernen Welt.
Laß züngeln, dann lodern die schaffenden Flammen;
frag' nicht nach den quellenden Wolken von Gas —
Wir tragen das Werkzeug zum Gusse zusammen,
und du — schau prüfend durchs schirmende Glas.

Die Stunden verrinnen — sie nehmen die Proben —
gegossen — zerschlagen — die Masse ist gar, —
hallo — nun die Pfanne zur Grube gehoben!
Den Abstich durchstößt die glühende Schar.
Was — brennen die Kleider? Das Schurzfell in Flammen?
Ein Schlag mit dem Handsack — dann weiter in Hast.
Nehmt einmal die Kraft und den Atem zusammen
— grünflammend im Kran hängt die glühende Last,
es regnen die Funken! Ein Spritzen und Sprühen!

Und plätschernd ergießt in die Form sich der Strahl
ob ringsum die Wangen auch brennen und glühen,
der Wille der Arbeit ist härter als Stahl.

— — — — — — — — — — — —

Entkleidet der Form steht die Arbeit der Flamme —
es zittert die Luft an dem grausigen Ort —
zusammengegossen zur mächtigen Bramme —
leuchtender Genius, schaffe sie fort!

Christoph Wieprecht.

261. Vor einem Eisenwerk.

Öffnet euch, Tore, — ihr Türen springt auf!
Ich will sehn, was die Eisenbahnzüge rollen, —
will sehn, was die Dampfer, die übervollen
Schiffe schleppen stromab, stromauf.

Ich will in das Herz deines Körpers schauen,
Stahlwerk, mit deinem grauen und blauen
Staub-Rauchmantel, der Öfen und Kamine bedeckt,
will sehn, was sich unter den halligen Dächern versteckt.

Will schaun, was mit Gestöhn und Geschnauf
die Werkbahn über Straßen und Höfe rollt,
und warum das Brausen der Räder tollt.
Öffnet euch, Tore, — ihr Türen springt auf!

Was die Menschen fluchen und jubeln macht, —
warum der Haß und die Freude wacht,

will ich sehn! Will sehn, was Fäuste und Schultern breitet,
was die Seele schwellt und die Augen weitet,
den Rücken krümmt und die Lunge quält,
was den einen verdirbt und den andern stählt,
den einen erhöht und den andern zerfrißt:
Will sehn, was die Arbeit ist!
Die Arbeit im rasenden, rauschenden Lauf!
Öffnet euch, Tore, — ihr Türen springt auf!

Ich will sehn, wie ein Kanonenrohr wird, —
die Granate sehn, die platzend zerklirrt,
die Schiene, wie sie sich preßt und längt,
wie rauschend sie durch die Walze sich drängt,
die Pressen, die Hämmer, die Feuerfluten,
die Öfen, die Flammen, die Dämpfe, die Gluten!
Die Menschen, Maschinen verschlungen im Lauf:
Öffnet euch, Tore, — ihr Türen springt auf!

Heinrich Lersch.

262. Die Zeichner.

Strich um Strich und Zahl an Zahl,
Zirkelschlag und Bogenschwung,
Zahl an Zahl und Strich an Strich:
Einmal wirst du leben!

Einmal wird, was Strich an Strich,
Bogenschwung und Zirkelschlag,
aufgereckt, ein neu Gesicht, —
in der Halle stehen.

In der Halle breit gedrängt,
Ungetüm aus Urweltzeit
stehn, wie eines Erdgotts Faust:
Eine Schmiedepresse!

Und ein Leuchten scheint aus ihr:
Kraft der Fäuste, die sie schuf,
Licht der Seele, die sie trieb,
und das Leuchten jubelt:

Menschheit, sieh, — nun bin ich dein!
Bin die Kraft aus Hirn und Hand
und ich zwinge dir die Welt!
Du sollst triumphieren!

Ich schaff Schiene, Sense, Pflug,
schaff Granate und Geschütz, —
ich schaff alles was du willst, —
wie du mir gebietest.

Schaff dir Segen, schaff dir Fluch, —
Glück der Arbeit, Krieg und Leid, —
ich bin nur ein leiser Hauch
deiner Seele.

Heinrich Lersch

263. Eiserne Sonette.

I.

Domdunkle Halle — — Rotglut, Weißglut füllt
den Schmelzbau mit dem Spiel gewaltiger Lichter;
Gestalten, düster strahlend die Gesichter,
zu Hunderten, in Holzschuhn, schurzverhüllt,
tragen an Stangen rund wie Lampions
sonnrote Tiegel schwappend voll flüssigem Stahl.
Plötzlich hallt Signal,
als tönte durchs Gewirr ein Riesengong:
Dann stößt der Gießmeister die eherne Stange
gebietend wie ein Zepter auf die Platten
des ehernen Grunds, „mehr Tiegel —!" Und die ganze
lohheiße Halle sprüht von Höllenglanz,
die Männer wachsen auf zu Vorweltschatten:
In rachende Krater scheußlich packt die Zange.

II.

Es summt der Dynamo, an Uhr und Skalen
gehn geisterleis die Zeiger, rasend drehn
die Räder; allgewaltig, zauberschön
des Stahlkolosses Kolben schwirrn und mahlen.

Selbsttätig wacht es, nährt sich, rechnet Zahlen,
kühlt die Gelenke, bleibt wie denkend stehn
und rast aufs neu; lautlos die Meister gehn
und sehn nur nach den Zeichen und Signalen.
Maschinen; summende Arbeitsbienen,
ihr Wunderwesen, ihr Gnome und Hünen,
Formen heißt Fronen;
Weltgebundene, weltumgestaltende,
geisterfundene, geisterhaft schaltende,
murmelnde Mütter neuer Äonen.

III.

Drum klagt nicht, zagt nicht, wenn durch Kühnheit, Kraft
wir rings auf euren Bergen und Gefilden
die Zeit erfülln mit Lärm und Werkgebilden;
wir sind die Tat, wir sind die Leidenschaft!
Wir wollen gewappnet ins Geschwader treten,
wir Eisernen! Wir Hansa-Leute! Wir
Maschinenmenschen! Wir Weltpionier',
des Volks Ernährer und des Volks Propheten!
Uralt heiliger Mythe Glanz erlischt;
wer bang nach Jenseits schielt, nach Märtyrerkronen,
wird von der Erde Antlitz ausgewischt!
Gebt Raum, daß wir die Schultern breiter recken,
gebt Raum, daß wir im Kampf mit Weltmillionen
alle Tüchtigen unter uns erwecken!

Josef Winkler.

Die Schönheit unserer Zeit.

264. Im Nachtzug.

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht.
Die Räder dröhnen und rasen.
Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
unter sieben schnarchenden Nasen.
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,
und weit, wie ins Reich der Gespenster,
weit blick' ich hinaus in das dämmrige Licht,
und schemenhaft seh ich mein blasses Gesicht
im lampenbeschienenen Fenster.

Da rast es nun hin mit dem brausenden Zug,
an Wiesen und Wäldern vorüber,
über Mauern, Stakete und Zäune im Flug,
und trüber blickt es und trüber.
Und jetzo, wahrhaftig, ich täusche mich nicht,
jetzt rollen über mein Schattengesicht
zwei schwere und leuchtende Tränen.
Und tief in der Brust mir, da klingt es
und singt's,
und fiebernd das Herz und die Pulse
durchdringt's —
ein wildes, ein brennendes Sehnen.

Ein Sehnen hinein in das Mondscheinreich,
das fliegend die Drähte durchschneiden.
Sie tauchen hernieder und steigen zugleich,
vom Zauber der Nacht mich zu scheiden.
Doch ich blicke hinaus, und das Herz wird
mir weit,
und ich lulle mich ein in die selige Zeit,
wo nächtlich tanzte am Weiher
auf Mondlichtstrahlen die Elfenmaid,
dazu ihr von minniger Wonne und Leid
der Elfe spielte die Leier.

Der Elfe, er spielte die Leier so schön,
die Gräslein, sie mußten ihm lauschen.
Der Mühlbach, im Sturze, hielt an und
blieb stehn,
vergessend sein eigenes Rauschen.
Maiblumen und Rotklee weineten Tau,
und wonnige Schauer durchbebten die Au,
und Sänger lauschten im Haine;
sie lauschten und lernten von Elfen gar viel
und stimmten ihr duftendes Saitenspiel
so zaubrisch, so rein wie das seine.

Vorüber, vorüber im sausenden Takt.
Kein Zauber nimmt dich gefangen,
der du schwindelhoch über den Katarakt,
und tief durch die Berge gegangen.
Du rasender Pulsschlag der fiebernden Welt;
du Dämon, der in den Armen mich hält
und trägt zu entlegener Ferne!
Ich bliebe so gerne im Mondenschein
und lauschte so gern vergessen allein
der Zwiesprach seliger Sterne!

Rauchmassen umwölken das traumhafte Bild
und schlingen weißwogende Reigen.
Doch unter mir stampft es und schmettert es wild;
und unter mir will es nicht schweigen.
Es klingt wie ein Ächzen, es rieselt wie Schweiß,
als schleppten Kyklopen hin über das Gleis
den Zug mit ehernen Armen.
Und wie ich noch lausche, beklommen und bang,
da wird aus dem Tönegewirr ein Gesang
zum Grauen zugleich und Erbarmen.

„Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht,
mit triefenden Wangen und Brüsten,
wir haben euch güldene Häuser gemacht,
indessen wie Geier wir nisten.
Wir schaffen euch Kleider. Wir backen euch Brot.
Ihr schafft uns den grinsenden, winselnden Tod.
Wir wollen die Ketten zerbrechen.
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Gut!
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Blut!
Wir wollen uns retten! — uns rächen!

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend Geschlecht,
mit schwieligen Händen und Herzen.
Doch gebt uns zum Leben, zum Sterben ein Recht
und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!

Ja, könnten wir atmen, im keuchenden Lauf
nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
so, wie du den Elfen bewundert,
so sängen wir dir mit Donnergetön,
das Lied, so finster und doch so schön,
das Lied von unsrem Jahrhundert.

Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,
so lausche dem Platzen der Minen,
so meide das schläfrige, tändelnde Ried,
und folge dem Gang der Maschinen;
beachte den Funken im singenden Draht,
das Schiffes schwindelnden Wolkenpfad,
und weiter, o beuge dich nieder
zum Herzen der Armen, mitleidig und mild,
und was es dir zitternd und weinend enthüllt,
ersteh' es in Tönen dir wieder!"

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht.
Die Räder dröhnen und rasen.
Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
unter sieben schnarchenden Nasen.
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,
und tief aus dem Chaos der Töne,
da quillt es, da drängt es, da perlt es empor
wie Hymengesänge bezaubernd mein Ohr
in erdenverklärender Schöne.

Und leise auf schwillt es und ebbend verhallt's
im schmetternden Eisengeklirre.
Und wieder erwacht es, und himmelauf wallt's
hervor aus dem Tönegewirre.
Und immer von neuem versinkt es und steigt's.
Und endlich verweht's im Tumulte und schweigt's
und läßt mir ein heißes Begehren,
das sinneberückende Zaubergetön
von himmlischen Lenzen auf irdischen Höhn
zu Ende, zu Ende zu hören.

Gerhart Hauptmann.

265. Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht.

Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit entlang.
Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger, nachtumschienter Minengang,
darin zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte reißen: Feuerkreis
von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend . . . nur sekundenweis . . .

Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid der Nacht zur Schicht.
Nun taumeln Lichter her ... verirrt, trostlos, vereinsamt ... mehr ... und sammeln sich ... und werden dicht.
Gerippe grauer Häuserfronten liegen bloß, im Zwielicht bleichend, tot — etwas muß kommen ... o, ich fühl es schwer
im Hirn. Eine Beklemmung singt im Blut. Dann dröhnt der Boden plötzlich wie ein Meer:
Wir fliegen, aufgehoben, königlich durch nachtentrissne Luft, hoch übern Strom. O Biegung der Millionen Lichter, stumme Wacht,
vor deren blitzender Parade schwer die Wasser abwärts rollen. Endloses Spalier, zum Gruß gestellt bei Nacht!
Wie Fackeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen über blauer See! Bestirntes Fest!
Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die Stadt mit letzten Häusern ihren Gast entläßt.
Und dann die langen Einsamkeiten. Nackte Ufer. Stille. Nacht. Besinnung. Einkehr. Kommunion. Und Glut und Drang.
Zum Letzten, Segnenden. Zum Zeugungsfeste. Zur Wollust. Zum Gebet. Zum Meer. Zum Untergang.

Ernst Stadler

266. Der steinerne Psalm.

Unsere Straßen klingen
von Stimmen alter und neuer Zeit;
edle Kirchen und Häuser singen
schönstes Lied der Vergangenheit.
Über Firste und Erker, traulich im Winkel verschmiegt,
noch ein später Glanz verblaßter Tage sich wiegt.
Aber Kamine und Essen, trotzig gereckt in den Wind,
heulen herrisch: Heute ist heute! Wir sind!

Jeder Stein erklingt unter deinem Fuß,
schickt ein Haus dem andern Haus seinen Englischen Gruß.
Jauchzt die Esse steil aus rauchgeschwängerter Luft,
tönt der Kirchturm Antwort aus seinem marienseligen Himmelsduft.
Dome, Kapellen für Beter, gewölbtes Schiff,
Bahnhofshallen, Fabriken, von Arbeit durchstampft, durchgellt von Sirenenpfiff,
ihre Stimmen münden aus Duft und Weihrauch, aus Dunst und beißendem Qualm
alle in einen riesenstimmigen Lebenspsalm:

„Wir sind gebaut auf schwankendem Erdengrund.
Wir sind gebaut von einem schaffenden Menschenbund.
Stehn wir auch längst von allen Gerüsten entschält,
bleibt doch des Werkes Ruhm in Ewigkeit ungeschmält.
Schlafen auch Maurer und Steinmetz längst in finstrer Gruft,
recken wir doch ihr Werk in hellste Himmelsluft.
Künden wir jedem Auge, das uns liebend schaut:
Wir sind gebaut!
Wir sind von einem schaffenden Bund gebaut".
Wo die Stadt sich verläuft am blauen Himmelsrand,
reicht das letzte Haus dem ersten Baum die Hand,
summt noch ins Rauschen der Wälder von diesem Psalm ein Klang ...
Unsere Stadt ist ein mächtiger steinener Lobgesang.

Karl Bröger

Kunst und Künstler.

Glück und Schmerz des Schaffens.

267. Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
ich freute mich bei einem jeden Schritte
der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
der junge Tag erhob sich mit Entzücken
und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen
und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor;
des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er, leise sich hinabzuschwingen;
hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
ein göttlich Weib vor meinen Augen hin:
kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

„Kennst du mich nicht?" sprach sie mit einem Munde,
dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
„Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
dein strebend Herz sich fest und fester schloß;
sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?"

„Ja!" rief ich aus, indem ich selig nieder
zur Erde sank, „lang hab' ich dich gefühlt;
du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
du schenktest mir der Erde beste Gaben,
und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
da ich dich kenne, bin ich fast allein;
ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
dein holdes Licht verdecken und verschließen."

Sie lächelte, sie sprach: „Du siehst, wie klug,
wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
so glaubst du dich schon Übermensch genug,
versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!"

„Verzeih mir", rief ich aus, „ich meint' es gut;
soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
was ich verfehlt und was ich recht getan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
ich konnte nun mit innigem Vertrauen
mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
der leichten Wolken und des Dufts umher;
wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder schweifen,
gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

„Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!"
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen —
„Empfange hier, was ich dir lang bestimmt,
dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
besänftiget wird jede Lebenswelle,
der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle."

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Wolfgang Goethe.

268. Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Tag bei armen Hirten
erschien mit jedem jungen Jahr,
sobald die ersten Lerchen schwirrten,
ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
man wußte nicht, woher sie kam;
und schnell war ihre Spur verloren,
sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
und alle Herzen wurden weit;
doch eine Würde, eine Höhe
entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
gereift auf einer andern Flur,
in einem andern Sonnenlichte
in einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
dem Früchte, jenem Blumen aus;
der Jüngling und der Greis am Stabe,
ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
doch nahte sich ein liebend Paar,
dem reichte sie der Gaben beste,
der Blumen allerschönste dar.

Friedrich Schiller.

269. Bergpsalm.

Ein Schneeberg ragt ins heiße Land,
der seine Schroffen leuchtend zückt;
tief unten wogt im Sonnenbrand
die Fläche goldschwer, halmerdrückt.

Dort hasten Menschen ohne Ruhn,
der Scholle nah, der Fron gewöhnt,
nach Gut und Geld in hartem Tun;
die Sichel klingt, die Kelter dröhnt.

Doch mahnend rauscht vom Berg ein Duft,
der kühl das Haar des Schnitters wirrt,
und leise durch die Flimmerluft
ein Ahnen ew'ger Ernten irrt.

So sendet weltfern der Poet
zum Volke, das in heißem Streit
arm und gebückt am Pfluge geht,
die Botschaft großer Feierzeit.

Prinz Emil Schönaich-Carolath.

270. Liederseelen.

In der Nacht, die die Bäume mit Blüten deckt,
ward ich von süßen Gespenstern erschreckt,
ein Reigen schwang im Garten sich,
den ich mit leisem Fuß beschlich;
wie zarter Elfen Chor im Ring
ein weißer lebendiger Schimmer ging.
Die Schemen hab' ich keck befragt:
Wer seid ihr, luftige Wesen? Sagt!

„Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See."
„Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee."
„Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!"
„Ich bin ein Geheimnis, geflüstert ins Ohr."
„Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind."
„Ich bin ein üppiges Blumengewind —"
„Und die du wählst, und der's beschied
die Gunst der Stunde, die wird ein Lied."

Conrad Ferdinand Meyer.

271. Eine Stunde hinter Mitternacht.

Eine Stunde hinter Mitternacht,
wo nur der Wald und der späte Mond
und keine einzige Menschenseele wacht,
steht breit und groß ein weißes Schloß,
nur von mir und meinen Träumen bewohnt.

Dort prunkt in Bildern Saal an Saal,
und meine Träume sind zu Gast
bei mir. Rundum geht der Pokal,
und Liedergruß und Plauderfluß
bringt erst der frühe Tag zur Rast.

Der pocht derbfäustig an die Wand
und tritt herein, und schilt, und hält
die Sonnenlampe in der Hand.
Und wie ein Licht im Wind zerbricht,
zerstiebt mir meine Träumewelt.

Von allen Wänden fällt die Pracht,
das strenge Leben gellt herein
und ich muß dienen seiner Macht
scheu und verzagt, ins Joch geplagt,
— o Mitternacht, wie harr' ich dein!

Hermann Hesse.

272. Dichters Unmut.

Wir tragen gar im Herzen manche Pfeile,
und blutet's in dem stillen Schoß der Nacht,
so wird vom Schmerz das Lied hervorgebracht,
so reihet wunderbar sich Zeil an Zeile.

Sie lesen's nun, so, für die Langeweile,
wann träg und laß sie die Verdauung macht,
und finden's hübsch und finden's schlecht erdacht,
und hier ist's schwach, und dort entbehrt's der Feile.

Wir haben's aber so in der Natur,
wir schreiben ganz mit unsers Herzens Blut,
was sie bekritteln zwischen Schlaf und Wachen.

O Pelikanes Wirtschaft! wär's doch nur
für keine gar so miserable Brut!
Was tut's, wir werden's drum nicht anders machen.

Adalbert v. Chamisso.

273. Abschied von Gastein.

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden;
so leb denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden;
auch meine Leiden lullteſt du mir ein.

Was Gott mir gab, warum sie mich beneiden,
und was der Quell doch ist von meiner Pein,
der Qualen Grund, von wenigen ermessen,
du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
mit einem Male strahlend sich verklärt,
— rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
und jedes Aug' ist staunend hingekehrt; —
indes in dieser Flammen glüh'ndem Wallen
des Stammes Mark und Leben sich verzehrt;
der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
und desto tiefer niedersinkt zur Erde.

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
des Wasserreiches wasserhelle Zier,
den Finder, nicht die Geberin beglücken,
das freudenlose stille Muscheltier;
denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr.
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
es ward erzeugt in Todesnot und Qualen.

Und wie der Wasserfall, des lautes Wogen
die Gegend füllt mit Nebel und Getos;
auf seinem Busen ruht der Regenbogen,
und Diamanten schütteln rings sich los;
er wäre gern im stillen Tal gezogen
gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoß.
Die Klippen, die sich ihm entgegensetzen,
verschönen ihn, indem sie ihn verletzen.

Der Dichter so; wenn auch vom Glück getragen,
umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
das arme Muscheltier, der Wasserfall.
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
gesprochen in ein freudenloses All;
und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
gelöste Teile sind's von seinem Leben.

Franz Grillparzer.

274. Der Fiedler.

Ein Spielmann auf seiner Geige strich.
Es klang so rot, so königlich.
Das harte Kinn lag auf der Fiedel.

Ein Knabe ging und stand und blieb.
Und jeder Strich war ein Sensenhieb.
— — Den andern war's nur ein Straßenliedel.

Richard Schaukal.

Den großen Meistern.

275. Gedichte sind gemalte Fensterscheiben.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
da ist alles dunkel und düster.
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdrießlich sein
und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht und Zierat glänzt in Schnelle,
bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
erbaut euch und ergetzt die Augen.

Wolfgang Goethe.

276. Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
steht unser teurer Meister hie,
sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
einen sauber Feierwams er trägt,
läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
die Ahl' steckt an dem Arbeitskasten;
er ruht nun auch am siebenten Tag
von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
in seinem Gehirne brütend hält,
daß sie fängt an zu wirken und leben,
daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt' ein Auge treu und klug
und wär' auch liebevoll genug,
zu schauen manches klar und rein
und wieder alles zu machen fein;
hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
und leicht und fein in Worte floß:
Des täten die Musen sich erfreuen,
wollten ihn zum Meistersänger weihen.

Da tritt herein ein junges Weib,
mit voller Brust und rundem Leib,
kräftig sie auf den Füßen steht,
grad, edel vor sich hin sie geht,
ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen
oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
ihr Gürtel ist ein gülden Band,
hätt' auf dem Haupt einen Kornährkranz,
ihr Aug' war lichten Tages Glanz;
man nennt sie Tätig Ehrbarkeit,
sonst auch Großmut, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein,
er drob nicht mag verwundert sein:
denn wie sie ist, so gut und schön,
meint er, er hätt' sie schon lang' gesehn.

Die spricht: „Ich hab' dich auserlesen
vor vielen in dem Weltwirr-Wesen,
daß du sollst haben klare Sinnen,
nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durcheinander rennen,
sollst du's mit treuem Blick erkennen;
wenn andre bärmlich sich beklagen,
sollst schwankweis deine Sach' fürtragen:
Sollst halten über Ehr' und Recht,
in allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
das Bös mit seinem Namen heißen.
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
nichts verlindert und nichts verwitzelt,
sondern die Welt soll vor dir stehn,
wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
ihr festes Leben und Mannlichkeit,
ihr inner Maß und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand
soll dich führen durch alle Land',
soll dir zeigen all das Leben,
der Menschen wunderliches Weben,
ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
der Ameishauf durcheinander kollert!
Mag dir aber bei allem geschehn,
als tätst's in ein'm Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
ob's ihnen möcht' zur Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
unter dem Himmel allerlei Wesen,
wie ihr's mögt in sein'n Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
an der Natur freut inniglich,
da seht ihr an der andern Seiten
ein altes Weiblein zu ihm gleiten:
man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
sie ist rumpfet, schrumpfet, bucklet und krumb,
aber eben ehrwürdig darumb.
Sie schleppt mit keuchend wankenden Schritten
ein' große Tafel, in Holz geschnitten:
drauf seht ihr mit weiten Ärmeln und Falten
Gott-Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradeis und Schlang',
Sodom und Gomorras Untergang,
könnt auch die zwölf durchlauchtigen
Frauen
da in ein'm Ehrenspiegel schauen;
dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
der zwölf Tyrannen Schanden-Port,
auch allerlei Lehr' und gute Weis'.
Könnt sehn Sankt Peter mit der Geiß,
über der Welt Regiment unzufrieden,
von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
mit weltlich Tugend- und Laster-Geschicht.

Unser Meister dies all ersicht
und freut sich dessen wundersam,
denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
gut Exempel und gute Lehr',
erzählt das alles fix und treu,
als wär' er selbst gesün dabei.
Sein Geist was ganz dahingebannt,
er hätt' kein Aug davon verwandt,
hätt' er nicht hinter seinem Rucken,
hören mit Klappern und Schellen spucken.
Da tät er einen Narren spüren
mit Bocks- und Affensprüngen hofieren,
und ihm mit Schwank und Narreteiden
ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
alle Narren, großen und kleinen,
dick und hager, gestreckt und krumb,
allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
regiert er sie wie 'n Affentanz:
Bespöttet eines jeden Fürm,
treibt sie ins Bad, schneid't ihnen die Würm
und führt gar bitter viel Beschwerden,
daß ihr' doch nie wöll'n minder werden.

Wie er sich sieht so um und um,
kehrt ihm das fast den Kopf herum:
wie er möcht' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer mutig bleiben,
das all zu singen und zu schreiben? —
Da steigt auf einer Wolke Saum
herein zu 's Oberfensters Raum
die Muse, heilig anzuschauen,
wie 'n Bild unsrer lieben Fraun:
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
immer kräftig würkender Wahrheit.
Sie spricht: „Ich komm', um dich zu weihn;
nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
schlag' aus in hohe, lichte Glut!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
immer bei holden Kräften bleibt,
hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
daß deine Seel' sei wonnereich,
einer Knospe im Taue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus,
heimlich zur Hintertür hinaus
in dem eng umzaunten Garten
ein holdes Mägdlein sitzend warten
am Bächlein, beim Holunderstrauch;
mit abgesenktem Haupt und Aug'
sitzt's unter einem Apfelbaum
und spürt die Welt rings um sich kaum,
hat Rosen in ihr'n Schoß gepflückt
und bindet ein Kränzlein gar geschickt,
mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
in Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt;
ihr Wesen ist so ahndevoll,
weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
und unter vieler Grillen Lauf
steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das, was dich dränget, süße Lieb',
ist volle Wonn' und Seligkeit,
die einem ist in dir bereit,
der manches Schicksal wirrevoll
an deinem Aug' sich lindern soll.
der durch manch wunniglichen Kuß
wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
von aller Mühe findet Rast;
wie er ins runde Ärmlein sinkt,

neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt;
und dir kehrt süßes Jugendglück,
deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
wirst ihn bald nagen, bald erfreuen:
So wird die Liebe nimmer alt,
und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er so heimlich glücklich lebt,
da droben in den Wolken schwebt
ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt:
in Froschpfuhl all das Volk verbannt,
das seinen Meister je verkannt!

Wolfgang Goethe.

277. Schillers Reliquien.

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.

Sie stehn in Reih' geklemmt, die so fest sich haßten,
und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.

Entrenkte Schulterblätter! was sie trugen,
fragt niemand mehr, und zierlich tät'ge Glieder,
die Hand, der Fuß, zerstreut aus Lebensfugen.

Ihr Müden also lagt vergebens nieder,
nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,

und niemand kann die dürre Schale lieben,
welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,

die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
als ich inmitten solcher starren Menge
unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

daß in des Raumes Moderkält' und Enge
ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,

das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten,

dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend?

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
als daß sich Gott-Natur ihm offenbare:
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Wolfgang Goethe.

278. Goethe.

Es war in einer schweren Stunde,
an einem grauen Regentag,
wo wie ein Rudel toller Hunde
die Mörser knurrten, Schlag auf Schlag.
Wir hörten die Granaten heulen
in unserm finsteren Versteck,
die schlugen dann wie Riesenkeulen
und mischten Blut und Hirn zu Dreck.

Wie Tiere schrien die Kameraden
und stöhnten in den schwarzen Dampf,
im hohlen Sausen der Granaten
erstarb das Blut in Schreck und Krampf.
Ich sah die schwarzen Schatten tanzen,
im Herz quoll auf Gebet und Fluch —
da riß ich gierig aus dem Ranzen
ein abgegriffnes schmales Buch.

Und bei der blassen Abendröte,
die schüchtern durch das Trübe brach,
las ich im guten Wolfgang Goethe
die kleinen Frühlingslieder nach.
Ich weiß nicht, was sich in mir dehnte,
da brach um mich der harte Zwang,
ich weiß nicht, was sich in mir sehnte
im wunderlichen Überschwang.

Da schrie in mir die Lust zum Leben
und jubelte ihr Gloria,
sich tausendfältig zu erheben
und — war noch nie dem Tod so nah.
Da fühlt' ich aus den wilden Wehen,
aus all dem Quall und Schall der Wut
sieghaft den neuen Mensch erstehen:
edel, hilfreich, gut.

Max Barthel.

279. Ein Holzschnitt.

In einem Leipziger Trödelladen fand
ich dieses Bild von eines unbekannten Meisters Hand:
Josef, Maria, das Kind inmitten,
nach Dürers Art in Holz geschnitten,
ein Strauß Vergißmeinnicht und Nelke
lugt freundlich aus dem Gebälke.
Die heiligen drei Könige aus Morgenland
bringen Gold, Myrrhen und Weihrauchbrand.
Indessen ein vierter breitbäckiger Dreikönig,
mit Lockenpuder bestaubt der Rock,
zur Seite liegen Dreispitz und Stock,
Notenblätter bedecken den Rasen,
hat eine Orgel mitgebracht,
das Kindlein aber jauchzt und lacht,
es patscht in die Luft nach dem Pfeifen und Blasen,
und gibt nur auf den vierten acht.
Von dem starken Schall
zittert das Vieh und schwankt der Stall.

Auf dem Rücken des Bildes, eingeblaßt,
mit roten Zierlettern, unkenntlich fast:
„Dieser heilige Cäcilius ist
J. S. Bach, Kantor und Hofkomponist,
wie ich ihn geschaut,
wenn er zu St. Thomä mich erbaut,
konterfeit' ich ihn dankbarlich."

Der Name darunter ist unleserlich.

Ernst Lissauer.

280. Wanderszene.

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
nun freilich geht sein Schatten mit, —
er geht durch Dickicht, Feld und Korn
und all sein Streben ist nach vorn.
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
er stürzt hinein und teilt die Flut;
am andern Ufer steigt er auf,
setzt fort den unbezwungenen Lauf;
nun an der Klippe angelangt,
holt weit er aus, daß jedem bangt;
ein Sprung — und sicher, unverletzt,
hat er den Abgrund übersetzt.
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
als Sieger steht er schon am Ziel;
nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Franz Grillparzer.

281. Die Tiere.

Ein Narr hilft jetzt an der Windhager Schul' —
Die Bauern wollen sein Spiel nicht hören,
wen soll er beschenken mit Psalmen und Chören?
So spielt er den Gänsen im Gassenpfuhl.
Er öffnet die Türen und Seitentüren,
selbst das Hinterpförtlein an der Sakristei,
schließt auf die Scheiben hoch in den Gaden,
nun läßt er die atmenden Bälge sich rühren, —
ein erstes Spätzlein flattert herbei.
Getier, Gesträuchen streut er seine Gnaden,
er spielt dem Felsbruch droben im Gewände,
die Hühner picken zum Tor herein,
die weißen Straßen horchen im Gelände
und halten mit ihrem Wandern ein.
Die Tauben rauschten empor erschrocken,
stiegen nieder und horchen und hocken
in grauen Scharen auf dem Gestühl,
er spielt in den Gärten für Stock und Traube,
auf dem blendenden Marktplatz dem kreiselnden Staube,
Wolken schatten rastend wieder über seinem Spiel.
Auf den Almen schweigt das Geläute der Herde,
vorm Einkehrhaus die abgeschirrten Pferde
heben die Köpfe von den Raufen,
ein Häschen sitzt auf dem Kirchentor,
ein Bernhardiner kommt die Treppe hochgelaufen
und streckt sich lang mit stehendem Ohr.
Sonnenschein lauscht auf Laub und Fliesen,
der Schall rinnt durch die zitternden Wiesen.

O gebenedeiter Pfeifer und Bläser,
zwischen den Tasten aus den Ritzen,
mit leisen Spitzen lugen Gräser.

Ernst Lissauer.

Kunstgenuß.

282. Kunstgenuß.

Schönheit wird wie Glück empfangen:
Freude krönt dein bang Genießen,
und die Freude ein Verlangen,
sich als Liebe zu erschließen.
Denn der Schöpfung schöne Hülle
hält ihr Wesen wohlverwahrt,
ist von Reiz so spröd wie zart
und erschließt des Glückes Fülle
dem nur, dessen eigne Art
die Art des Schöpfers offenbart.

Richard Dehmel.

283. Vor einem alten Schrank.

Wie faß ich dich in deinem ganzen Reiz?
Ist es allein dein Alter, das mich rührt,
der Umriß, in der Ältern Art geführt,
des Baues Ernst, der hellen Farben Geiz?
Es ist, daß du in deinem Mittag stehst
vom Werden zum Verfall. Einst warst du nur
das Werk der Kunst, als das du einst vergehst, —
jetzt gleichst du einen Tag lang der Natur:
In Eins gewachsen wie ein Baum, ein Schiff,
ein Staat, den keiner mehr zergliedern kann,
der in ein Ganzes so zusammenrann,
daß es wie Eigenleben ihn ergriff.
Drum wird all Neues uns so spät vertraut,
drum täuscht das Aug' so gern sich Alter vor
und freut sich doppelt an dem Werk empor,
an dem die Zeit, als Helfer, mitgebaut.

Christian Morgenstern.

284. Meinem alten Lehrer.

Noch fühle ich die kahlgetünchten Wände,
Beklemmung morgendlichen Lampenlichts,
die Unerbittlichkeit der Gegenstände,
des lieblos abgespulten Unterrichts.
All diese Stunden waren ohne Ende
und jenseits ihrer, grauen Angesichts
schon lauerten des Lernens stete Sorgen,
die wachen Nächte und die Angst vor morgen.
Da tratst du ein mit unbetonten Schritten,
nicht wie ein Vogt, der einzuschüchtern naht.
Gleich legten sich die wilden Knabensitten,
die Horde ward zum eingeteilten Staat.
Und du der gute Patriarch inmitten
der lauschend hingebeugten Menschensaat
gabst mühelos von deiner Arbeit Ernten,
so daß auch mühelos wir von dir lernten.
Ein Lehrer warst du, nicht ein Überwacher,
und, unbewacht, bezähmte uns die Scham.
Mitschüler warst du — nicht ein Widersacher —
der mit uns, an uns zur Erkenntnis kam.
Dem willigzagen Schritt ein Wegemacher
ein Sonderer von Menschenwert und Kram,
vor deinem Ohr ward jede Phrase nichtig,
und immer nur die Sache war dir wichtig.
Dies ist die Zehrung, die du mitgegeben
den Schülern auf den vielverzweigten Pfad.
Das bloß Gesagte kann sich überleben,
fortwirkt und -bildet nur des Lehrers Tat.
Die deine war: daß Beispiel du gegeben,
nicht was nur, wie man auch zu wissen hat.
So ward sonst flüchtig Haftendes beständig,
und bloßer Stoff durch Sittlichkeit lebendig.

Anton Wildgans.

Vaterland und Menschheit.

Treue.

285. Ein Lied Volkers.

Mir dröhnt der Helm an den Ohren,
wenn Hagen im Kampf Befehle gibt, —
und hab unter Speeren und Sporen
doch keine Stimme wie seine geliebt.

Was immer der Tronnier begonnen,
es deuchte mir edel und eisern gut, —
und ich sah doch am Odenwald-Bronnen
an seinem Speere auch Siegfrieds Blut!

Hochmütig und Freund der Gewalttat,
so reitet er durch die umdüsterte Welt,
und um was seine Faust sich geballt hat,
das hält sie in Treue, die niemals zerschellt.

Wir, die wir den Lehneid geschworen,
stehn täglich gelassen vor offenem Grab,
doch Hagen hat etwas verloren,
das keiner von uns seinem Lehnsherrn gab:

Wenn er geht durch die Gassen der Zelte,
so raunt's an den Feuern beidseits um ihn her:
„Der bessere Mann, den er fällte,
trug bückend im Rücken den tückischen Speer!"

Und reiten im Heerzug die Scharen,
so flüstert von Sattel zu Sattel es rauh;
„Der Hort, nach dem wir einst gefahren,
er raubte ihn heimlich der wehrlosen Frau!"

Er ist, den die Edelsten scheuen,
er ist von den Dornen des Grauens umzäunt,
und der treueste aller Getreuen
fand selber nicht einen hingebenden Freund.

Wir gaben an klirrenden Tagen
dem König den Schwertarm für billige Huld, —
doch am schwersten Tage gab Hagen
an Gunther den Eid: „Mein Teil sei die Schuld!"

Drum ob auch das Herz mir erzittert,
als Siegfried gestöhnt und als Krimhild geweint,
doch bist du, vom Grauen umwittert,
der Held meiner Lieder, mein Hagen, mein Freund!

Börries Frhr. v. Münchhausen.

286. Archibald Douglas.

„Ich hab' es getragen sieben Jahr',
und ich kann es nicht tragen mehr,
wo immer die Welt am schönsten war,
da war sie öd' und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
in dieser Knechtsgestalt,
er kann meine Bitte versagen nicht,
ich bin ja worden alt.

Und trüg' er noch den alten Groll,
frisch wie am ersten Tag,
so komme, was da kommen soll,
und komme, was da mag." —

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
lud ihn zu harter Ruh',
er sah in Wald und Feld hinein,
die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
darüber ein Pilgerkleid, —
da, horch! vom Waldrand scholl es her
wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
herjagte Meut' und Mann,
und ehe der Graf sich aufgericht't,
waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
dem König das Blut in die Wange schoß,
der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
und höre mich in Geduld;
was meine Brüder dir angetan,
es war nicht meine Schuld.

Denk' nicht an den alten Douglasneid,
der trotzig dich bekriegt;
denk' lieber an deine Kinderzeit,
wo ich dich auf den Knien gewiegt.

Denk' lieber zurück an Stirlingschloß,
wo ich Spielzeug dir geschnitzt,
dich gehoben auf deines Vaters Roß
und Pfeile dir zugespitzt.

Denk' lieber zurück an Linlithgow,
an den See und den Vogelherd,
wo ich dich fischen und jagen froh
und schwimmen und springen gelehrt.

O denk' an alles, was einsten war,
und sänftige deinen Sinn:
Ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
daß ich ein Douglas bin."

„Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
ich hör' deine Stimme nicht,
mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
ich lausch' ihm immer noch;
dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

Ich seh' dich nicht, ich höre dich nicht,
das ist alles, was ich kann;
ein Douglas vor meinem Angesicht
wär' ein verlorener Mann."

König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
bergan ging jetzt sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war steil, und die Sonne stach,
und sein Panzerhemd war schwer;
doch ob er schier zusammenbrach,
er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war dein Seneschall,
ich will es nicht fürder sein;
ich will nur warten dein Roß im Stall
und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
und es tränken mit eigner Hand,
nur laß mich atmen wieder aufs neu'
die Luft im Vaterland.

Und willst du nicht, so hab' einen Mut,
und ich will es danken dir,
und zieh dein Schwert und triff mich gut
und laß mich sterben hier!" —

König Jakob sprang herab vom Pferd,
hell leuchtete sein Gesicht,
aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
und bewache mir meine Ruh',
der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie du.

Zu Roß! wir reiten nach Linlithgow,
und du reitest an meiner Seit',
da wollen wir fischen und jagen froh,
als wie in alter Zeit."

Theodor Fontane.

287. Das Herz von Douglas.

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
gürt' um dein lichtblau Schwert,
schnall an dein schärfstes Sporenpaar
und sattle dein schnellstes Pferd!

Der Totenwurm pickt in Scones Saal,
ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
sieht nimmer den Morgen dämmern!" —

Sie ritten vierzig Meilen fast
und sprachen Worte nicht vier,
und als sie kamen vor Königs Palast,
da blutete Sporn und Tier.

König Robert lag im Norderturn,
sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
auf der Treppe rasseln und schüttern! —

Ha! Gottwillkomm, mein tapfrer Lord!
Es geht mit mir zu End',
und du sollst hören mein letztes Wort
und schreiben mein Testament!

Es war am Tag von Bannockburn,
da aufging Schottlands Stern,
es war am Tag von Bannockburn,
da schwur ich's Gott dem Herrn:

Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
und fest mein Diadem,
mit tausend Lanzen wollt' ich ziehn
hin gen Jerusalem.

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
es brach in Müh' und Streit;
es hat, wer Schottland bändigen will,
zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
und aus ist Stolz und Schmerz,
sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Samt
und schließen in gelbes Gold,
und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
im Banner das Kreuz entrollt.

Und nehmen sollst du tausend Pferd'
und tausend Helden frei
und geleiten mein Herz in des Heilands Erd',
damit es ruhig sei!"

* * *

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
laßt flattern den Busch vom Haupt!
Der Douglas hat des Königs Herz;
wer ist es, der's ihm raubt?

Mit den Schwertern schneidet die Taue ab,
alle Segel in die Höh'!
Der König fährt in das schwarze Grab
und wir in die schwarzblaue See!"

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
gen Ost war der Wind gewandt,
und bei dem hundertsten Morgenschein,
da stießen sie an das Land.

Sie ritten über die Wüste gelb,
wie im Tale blitzt der Fluß,
die Sonne stach durchs Helmgewölb'
als wie ein Bogenschuß.

Und die Wüste war still, und kein Lufthauch blies,
und schlaff hing Schärpe und Fahn',
da flog in Wolken der stäubende Kies,
draus flimmernde Spitzen sahn.

Und die Wüste ward voll, und die Luft erscholl,
und es hob sich Wolk' an Wolk',
aus jeder berstenden Wolke quoll
speerwerfendes Reitervolk.

Zehntausend Lanzen funkelten rechts,
zehntausend schimmerten links. —
„Allah, il Allah!" scholl es rechts,
„il Allah!" scholl es links. —

Der Douglas zog die Zügel an,
und still stand Herr und Knecht:
„Beim heiligen Kreuz und Sankt Alban,
das gibt ein grimmig Gefecht!"

Eine Kette von Gold um den Hals ihm hing,
dreimal um ging sie rund,
eine Kapsel an der Kette hing,
die zog er an den Mund:

„Du bist mir immer gegangen voran,
o Herz! bei Tag und Nacht.
Drum sollst du auch heut', wie du stets getan,
vorangehn in die Schlacht.

Und verlasse der Herr mich drüben nicht,
wie ich hier *dir* treu verblieb,
und gönne mir noch auf das Heidengezücht
einen christlichen Schwerteshieb!"

Er warf den Schild auf die linke Seit'
und band den Helm herauf,
und als zum Würgen er saß bereit,
in den Bügeln stand er auf:

„Wer dies Geschmeid' mir wieder schafft,
des Tages Ruhm sei *sein*!"
Da warf er das Herz mit aller Kraft
in die Feinde mitten hinein.

Sie schlugen das Kreuz mit dem linken Daum',
die Rechte den Schaft legt' ein,
die Schilde zurück und los den Zaum!
Und sie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß, und es war eine Flucht
und rasender Tod rundum,
und die Sonne versank in die Meeresbucht,
und die Wüste war wieder stumm.

Und der Stolz des Ostens, er lag gefällt,
im meilenweiten Kreis,
und der Sand ward rot auf dem Leichenfeld,
der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen durch Gottes Huld
entrann nicht Mann noch Pferd,
kurz ist die schottische Geduld
und lang ein schottisch Schwert!

Doch wo am dichsten ringsumher
die Feinde lagen im Sand,
da hatte ein falscher Heidenspeer
dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
längst aus war Stolz und Schmerz;
doch unter dem Schilde festgeklemmt
lag König Roberts Herz.

Moritz v. Strachwitz.

Freiheit und Einigkeit.

288. Bauernaufstand.

Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm,
der Regen durchrauschte die Straßen,
und durch die Glocken und durch den Sturm
gellte des Urhorns Blasen.

Das Büffelhorn, das lange geruht,
Veit Stoßperg nahm's aus der Lade,
das alte Horn, es brüllte nach Blut
und wimmerte: „Gott genade!"

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft!
Der Bauer stund auf im Lande,
und tausendjährige Bauernkraft
macht Schild und Schärpe zu Schande!

Die Klingsburg hoch am Berge lag,
sie zogen hinauf in Waffen,
auframmte der Schmied mit einem Schlag
das Tor, das er fronend geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht,
und ein Spaten zwischen die Rippen. —
Er brachte das Schwert aus der Scheide nicht,
und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
brach Balken, Bogen und Bande, —
ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft:
der Bauer stund auf im Lande!

Börries Frhr. v. Münchhausen.

289. Frieden.

Von dem Turme im Dorfe klingt
ein süßes Geläute;
man sinnt, was es deute,
daß die Glocke im Sturme nicht schwingt.
Mich dünkt, so hört ich's als Kind;
dann kamen die Jahre der Schande;
nun trägt's in die Weite der Wind,
daß Frieden im Lande.

Wo mein Vaterhaus fest einst stand,
wächst wuchernde Heide;
ich pflück, eh ich scheide,
einen Zweig mir mit zitternder Hand.
Das ist von der Väter Gut
mein einziges Erbe;
nichts bleibt, wo mein Haupt sich ruht,
bis einsam ich sterbe.

Meine Kinder verwehte der Krieg;
wer bringt sie mir wieder?
Beim Klange der Lieder
feiern Fürsten und Herren den Sieg.
Sie freun sich beim Friedensschmaus,
die müßgen Soldaten fluchen —
ich ziehe am Stabe hinaus,
mein Vaterland suchen.

Ricarda Huch.

290. Germanien.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
was dir selber geschah. Fühl' es, ermunt're dich,
eh' die Schärfe des Siegers
dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst
und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
mit zerrissenem Busen
vor drei Mächtigen und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
die aus tapferer Vorzeit
ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
unzerstörbare Nester!
Ein Wurf stürzte die sichern hin.

Weiter schaue! Du siehst, ferne in Osten steht
dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
dir ein anderer Kämpfer,
der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
statt des polnischen Reichstags
dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willt du zerteilet auch
knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
dir dein eigenes Herz nicht,
deine Sprache nicht alles wert?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Gallier,
des Kosaken, Kalmücken
Pulsschlag frönen? Ermuntre dich!

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit wert?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
ach, die Pfeile des Bündels,
einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht
Wirf die lähmende Deutschheit
weg und sei ein Germanien!

Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
zwei germanische Freundeshände, Preußen und Österreich.

Johann Gottfried Herder.

291. Deutschlands Beruf.

Ja, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein!
So, dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
aus vollen Adern, kehret strömend
wieder zu dir in den vollen Adern.

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
was ihm gegeben, eignest, veredelnd, dir
das Gute zu von allen, gibst es
allen veredelt zurück, unkundig

des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
in eigner Fülle schaltend, des Heimischen
mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
pflegst mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
verkennen deiner Söhne nicht wenige
das Eigne; auch unwürdig dein sind
jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein,
gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
die Fackel haben, die der Wahrheit
strahlt und die Glut des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewundrer nicht
des Fremden als des Fremden Verächter; laßt
dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß sie,
denn sie erwarmen an Glut des Herzens.

F. L. Graf zu Stolberg.

292. Rückkehr in die Heimat.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! O all ihr
sonnigen Gipfel! So seid ihr's wieder.

Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern,
nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
und du, mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh'
ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück.
Doch du, mein Vaterland, du heilig-duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
sich freu'n, erziehst du, teures, die Deinen auch
und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
und stille vor dem Schicksal sind, dann
gibt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosen-pfad
der Lieb' und all' ihr Pfade des Wanderers,
lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

Friedrich Hölderlin.

293. An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt!
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
tatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! So nehmt mich,
daß ich büße die Lästerung!

Friedrich Hölderlin.

294. Gesang des Deutschen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulden gleich der schweigenden Mutter Erd'
und allverkannt, wenn schon aus deiner Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
dich, ungestalte Rebe, daß du
schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
oft zürnt' ich weinend, daß du immer
blöde die eigene Seele leugnest.

Doch magst du manche Schöne nicht bergen mir,
oft stand ich, überschauend das holde Grün,
den weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hellem Gebirg und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
indes die Töne schüchtern die Nachtigall
auf schwanker Weide sang und still auf dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,
die edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
die Wissenschaft, wo deine Sonne
milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervas Kinder? sie wähleten sich
den Ölbaum früh zum Lieblinge, kennst du sie?
Noch lebt, noch waltet der Athener
Seele, die göttliche, still bei Menschen,

wenn Platons frommer Garten auch schon nicht mehr
am stillen Strome grünt und ein dürft'ger Mann
die Heldenasche pflügt und scheu der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heil'ger Wald! o Attika! traf Er doch
mit einem furchtbarn Strahle dich auch so bald,
und eilten sie, die dich belebt, die
Flammen, entbunden zum Äther über?

Doch wie der Frühling wandelt der Genius
von Land zu Land. Und wie? ist denn einer auch
von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Rätsel der Brust verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben uns
der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt;
und täglich sühnt der holde klare
Friede das böse Gewirre wieder?

Wo sind sonst Dichter, denen der Gott es gab,
wie unsern Alten, freudig und fromm zu sein?
Wo Weise, wie die unsern sind, die
Kalten und Kühnen, die unbestechbarn?

Gegrüßt in deiner Schöne, mein Vaterland,
mit neuem Namen, reifeste Frucht der Zeit,
du letzte und du erste aller
Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild;
das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut wie du sei.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Sieh! freundlich zögernd scheidet vom Auge dir
das Jahr, und in hesperischer Milde glänzt
der Winterhimmel über deinen
Gärten, den dichtrischen, immergrünen.

Noch da ich deines Festes gedacht und sann,
was ich ihm dankend reichte, da winkten noch
am Pfade Blumen, daß sie dir zur
blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch andres beut dir, Größeres, hohen Geist
die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
am Berge das Gewitter, sieh! und
klar wie die ruhigen Sterne gehen
aus langem Zweifel reine Gestalten auf,
so dünkt es mir, und einsam, o Fürstin, ist
das Herz des Freigeborenen wohl nicht
länger im eigenen Glück, denn würdig
gesellt im Lorbeer ihm der Heroe sich,
der schöngereifte, ganze, die Weisen auch,
die heil'gen sind es wert, sie blicken
still aus der Höh des Lebens alle. —

Friedrich Hölderlin.

295. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
und die alten Formen stürzen ein;
nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewaltge Nationen ringen
um der Welt alleinigen Besitz;
aller Länder Freiheit zu verschlingen,
schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
und, wie Brennus in der rohen Zeit,
legt der Franke seinen ehrnen Degen
in die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
gierig wie Polypenarme aus,
und das Reich der freien Amphitrite
will er schließen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
spähst du nach dem seligen Gebiet,
wo der Freiheit ewig grüner Garten,
wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum;
doch auf ihrem unermess'nen Rücken
ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
und das Schöne blüht nur im Gesang.

Friedrich Schiller.

296. Geharnischtes Sonett.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen!"
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben!"
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
einschrieb ich mein' und meines Volkes Schande,
das seine Freiheit nicht darf denken wollen." Friedrich Rückert.

297. Aus dem „Frühlingsgruß an das Vaterland 1814".

Wie mir deine Freuden winken
nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
himmelan das Haupt gewandt,
wo die starken Ströme brausen,
alles das ist deutsches Land.

Alles ist in Grün gekleidet,
alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland! in tausend Jahren
kam dir solch ein Frühling kaum;
was die hohen Väter waren,
heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
noch in ernster Geisterschlacht
und den letzten Feind bezwingen,
der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
dann nach schweren langen Kämpfen
kannst du ruhen, deutsche Brust.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
deutsche Frucht in Garben band,
traute deutsche Brüder, höret
meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
wenn ihr einig seid und treu!

Max von Schenkendorf.

298. Abendlied aus dem Jahre 1816.

Blaue Nebel steigen
von der Erde auf;
Tag, du willst dich neigen,
Nacht, du brichst herauf.

Helle Sternlein funkeln
schon in Herrlichkeit,
über Erdendunkeln
strahlt die Ewigkeit.

Abendlüfte wehen
durch den grünen Wald,
und wie Riesen stehen
Eichen schon so alt.

Einst in ihren Schatten
hielten jene Rat,
die den Mut noch hatten
kühner freier Tat.

Durch die dunklen Zweige
rauscht's noch fort und fort,
wie vom Deutschen Reiche
ein vergess'nes Wort.

O ihr alten Eichen
aus der Riesenzeit,
ihr, die stolzen Zeugen
der Vergangenheit.

Vaterland, du Wonne,
dich drückt jetzt die Nacht;
bald kommt dir der Sonne
junge frische Macht.

Dann erblüht ein Morgen,
blutig, güldenrot,
Tod den schweren Sorgen
und ein Sieg in Gott.

Karl Jung.

299. Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Totenwetter! — Zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
sollt ihr einen Toten schau'n!"

Und die deutschen Ackersleute
schreiten dem aus Boston nach,
treten mit gesenktem Haupte
in das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
ferne steuern übers Meer,
sehn im Totenhemd den Alten,
der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
zimmerte den Hüttenkahn,
der vom Neckar sie zum Rheine
trug, vom Rhein zum Ozean;
der, ein Greis, sich schweren Herzens
losriß vom ererbten Grund;
der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
wo die Freiheit hält das Lot!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
wo kein totes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
in die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
euren Patriarchen sein!

Laßt uns leben wie die Hirten
in dem Alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
der Vorangegangnen Spur! —"
Ach, er schauete, gleich Mosen,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
er und seine Wünsche ruhn;
der Erfüllung und der Täuschung
ist er gleich enthoben nun!

Ratlos die verlassne Schar jetzt,
die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schau'n beklommen
nach den fernen Uferhöhn,
wo sie fürder diesen Frommen
nicht mehr bei sich wandeln sehn.

Von den Segeln tropft der Nebel,
auf den Buchten zieht der Duft!
„Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Tränen fließen, Wellen rauschen,
grellen Schrei's die Möwe fliegt;
in der See ruht, der die Erde
fünfzig Jahre lang gepflügt.

Ferdinand Freiligrath.

300. Wir hatten gebauet.

Wir hatten gebauet
ein stattliches Haus,
und drin auf Gott vertrauet
trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
so einig, so frei,
den Schlechten ward's graulich:
wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, sie suchten
nach Trug und Verrat,
verleumdeten, verfluchten
die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
die Welt hat's veracht't,
die Einigkeit erregte
bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen,
man täuschte sich sehr,
die Form kann zerbrechen,
die Liebe nimmermehr.

Die Form ist zerbrochen
von außen herein;
doch, was man drin gerochen,
ist eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
war schwarz, rot und gold,
und Gott hat es gelitten,
wer weiß, zu was er's gewollt.

Das Haus mag zerfallen —
was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
und unsre Burg ist Gott.

August v. Binzer.

301. Deutschland (1840).

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
doch die Sonne ist seine Amme,
sie säugt es nicht mit stiller Milch,
sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell,
und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder hütet euch,
mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisch Rieselein,
reißt aus dem Boden die Eiche
und schlägt euch damit den Rücken wund
und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
von dem wir singen und sagen;
der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert
den Amboß entzwei geschlagen.

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
und töten den häßlichen Drachen.
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten und seinen Hort,
die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
die goldne Krone blitzen!

Heinrich Heine.

302. Stein- und Holzreden.

Auf Lüneburger Heide,
da steht der alte Stein,
daneben die alte Eiche,
sie mag wohl tausendjährig sein.

Gesellen ziehn vorüber
im Lenz mit frischem Sang;
sie singen von deutscher Freiheit,
in heller Luft verhallt der Klang.

Da spricht der Stein zur Eiche,
als wacht' er auf vom Traum:
„Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach' auf, wach' auf, du deutscher Baum!"

Und durch des Baumes Krone,
da fährt ein Windesbraus,
die moosigen Äste schlagen
in tausend jungen Augen aus!

Da spricht zum alten Steine
der frisch ergrünte Baum:
„Klang nicht das Lied der Einheit?
Wie, oder war's des Windes Traum?"

Die Sänger sind gezogen
fernhin durchs Heidekraut.
Die Eiche hat ihnen von oben
gar lang und traurig nachgeschaut.

Den letzten Ton in Lüften
hat sie verhallen gehört,
dann hat sie rauschend die Äste
vom welken Laub im Zorn geleert.

„Nun will ich wieder schlafen,"
spricht sie zum alten Stein,
„du wunderlicher Träumer
sollst mir nun einmal stille sein!"

Gottfried Keller.

303. 1848.

Wie bist du doch verachtet,
mein deutsches Vaterland!
Daß mir die Seele schmachtet,
mein Herz mir ist entbrannt,
seh ich dich, das so prächtig
vor allen könnte stehn,
so ärmlich, so unmächtig
und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
in vierzig Stücken bist,
das setzt dich jedem Wagen
so bloß und jeder List.
Es fesseln vierzig Bande
dir den gewaltgen Leib,
drum treiben Zwerge Schande
mit dir, du Riesenweib,

und deine Kinder schauen
gleichgültig deinen Schmerz;
in deinen weiten Gauen
nicht ein, ein weites Herz?
Soll's nimmer anders werden,
die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
kein Gott im Himmel drein?

Wornach die Völker dürsten,
das eine Vaterland,
das steht, ihr deutschen Fürsten,
das steht in eurer Hand.

Sie schrein in ihren Nöten
um Hilfe zu euch auf,
und ihr, ihr habt nur Reden,
habt nichts als Reden drauf?

Ein großes ernstes Losen
beginnt zu dieser Frist.
Bedenket wohl, ihr Großen,
daß Gott noch größer ist.
Ihr könnt's — so macht zur Stunde
der Schmach ein glorreich End —
und fügt zum Fürstenbunde
ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
aufjauchzen nah und fern,
es steigt mit neuem Flimmen
des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
von Ost und Nord und West;
was soll den Drängern frommen,
steht Deutschlands Einheit fest?

Und durch die deutschen Lande
ein Sprung, ein Griff, ein Schlag!
Glorreich die alte Schande
gelöst an einem Tag!
Und niemand soll dir's wehren
zu prangen tadellos,
o Vaterland voll Ehren,
vor allen Völkern groß!

Otto Ludwig.

304. Wann, o wann?

Wann doch, wann erscheint der Meister,
der, o Deutschland, dich erbaut,
wie die Sehnsucht edler Geister
ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig
um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
jeder Stamm nach seiner Art!

Seht ihr, wie der Regenbogen
dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und fest gezogen
wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
sind gespannt der Saiten viel;
jede tönt nach ihrer Weise,
dennoch gibt's ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
wann erklingst du im Akkord!

Laß' mich's einmal noch vernehmen,
laß' mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
unsern Vätern melden gehn.

Emanuel Geibel (im Jahr 1858).

Vaterland.

305. An das Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Roſ', ob jede mir verblich,
dufteſt noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchſtrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
wie war da der Bettler ſtolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
doch wie kehrte ſchnell es ſich in Freud',
wenn ich einen deiner Söhne ſah!

O mein Schweizerland, all' mein Gut und Hab!
Wann dereinſt die letzte Stunde kommt,
ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
nicht verſage mir ein ſtilles Grab!

Werf' ich von mir einſt dies mein Staubgewand,
beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Laſſe ſtrahlen deinen ſchönſten Stern
nieder auf mein irdiſch Vaterland!"

Gottfried Keller.

306. Winternacht.

Ich ſah mein Deutſchland in der Nacht
tief auf dem Grund der Mondesflut,
mir war, es atmete ſo ſacht,
wie es ein Kind im Schlafe tut.

Der Alpen Häupter tropfend hell
umhing der Sterne Roſenkranz
und ſprühte Licht aus ew'gem Quell
auf unbetretner Gletſcher Glanz.

Die großen Ströme floſſen matt
und hauchten Nebel kalt und weiß,
gleich Silberſchilden grau und glatt
ſtarrten die Seen unterm Eis.

Die lieben Wälder überall,
Thüringen ſah ich und den Harz,
im Rauhreif ſchimmernd wie Kriſtall,
funkelnd wie friſch gebrochner Quarz.

Und unterm Schnee weit hingeſtreckt
bis an das ruheloſe Meer
der Ebne Saaten, weich bedeckt
die Heide, jungfräulich und leer.

Ich ſah mein Deutſchland in der Nacht,
es war ſo rein und mondesklar,
ſilbern gewaffnet für die Schlacht
und Gottes Sirius im Haar.

Doch durch den kühlen Schläfer ging
ein Schüttern, dröhnend, dumpf und tief.
Wie eine Glockentraube hing
der Herzen Läuten, das nicht ſchlief.

O Herzen in den Hütten, die
verſtreut in Bergen und im Moor,
der Dörfer ein'ge Melodie,
der Städte dunkler Herzenschor!

Das ſang aus einem heißen Blut
und war ein Schlag, ein Klang, ein Schrei,
von Eis umpanzert ſang die Flut:
Der Frühling kommt, dann werd ich frei!

Ina Seidel.

307. O mein Vaterland!

O mein Vaterland, heiliges Heimatland
wie erbleichteſt du mit einem Mal?
Banger Atem ging durch Feld und Tal,
bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
wer denn rief das Wetter dir herein,
daß des fahlen Haſſes gelber Schein
dich umzucket, wie ein Weltenbrand?

„Das tat meine Ehr, die untadlig war,
tat mein unbeflecktes Friedenskleid,
tat, die mich gebar, die große Zeit,
und die große Zeit, die ich gebar!"

Iſt es ſo beſtellt, fürcht' ich keine Welt!
Weh ihr, wenn dein Herz uns nicht mehr ſchlägt,
deine heilige Seele uns nicht mehr trägt,
und dein Strahlenblick uns nicht erhellt.

Doch, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
welche Prüfung mußt du nun bestehn!
„Kind, sie muß geschehn, muß vorübergehn,
nimm du nur die Sichel in die Hand!

Denn du mußt ein Gras mähn mit fester Hand
mußt es furchtlos mähn in Wetternacht,
mähn, ob Blitz und Donner um dich kracht,
blutiger Eisenhagel dich umsaust.

Und es ist ein Gras, das von Blute träuft!
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt.
Zischend sinkt vom Halme Haupt um Haupt,
und zu Leichenbergen wird's gehäuft.

Unermüdlich mußt du stehn und mähn,
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:
Erst nach einem blutigen Morgenrot
darfst du neue Körner in mich sä'n.

Wenn dein Arm erlahmt, wenn dein Herz erbebt,
tilgt mich Gott von dieser Erde aus,
Schutt und Asche wird dein Elternhaus,
und der deutsche Name hat gelebt."

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
was du sagst, ich will es gerne tun:
Mähen will ich, mähen, und nicht ruhn! —
Eh' ich nicht die letzte Garbe band
und der Tod mich löst aus meiner Pflicht,
bin ich mit dem letzten Hauche dein.
Deine Ernte soll geborgen sein,
schwör ich dir vor Gottes Angesicht!

Und wie ich, dein Kind, sind sie all gesinnt,
die dein heißgeliebter Odem groß gesäugt,
sei gewiß, daß sie kein Wetter beugt,
weil sie eines, deines Blutes sind.

Und dann harrt ein Tag, sonnenklar und frei,
wo dein Himmel sich uns wieder klärt,
deinen Söhnen neu und treu bewährt.
Komme, komme, deutscher Völkermai!

Gerhart Hauptmann.

308. Heldenblut.

Hörst du die Bäche rieseln zur Nacht?
Das ist das Blut, das heimwärts rinnt
von feindlichen Bergen nach stürmischer Schlacht,
wo die Helden des Volkes gefallen sind.

Es fließt im Mond von Helm und Stahl,
bis Bächlein sich in Bächlein schlingt;
von Prinzen und Bauern, Rekrut, General
das Herzblut wandert zusammen und singt.

Bald sind alle Wurzeln rot im Land;
und heiligen Boden fühlt der Fuß.
Die Witwen tragen kein Trauergewand,
und die sich nicht kannten, tauschen den Gruß.

Die gaben den Gatten; die gaben das Kind,
ihr Blut kreist mit durch Volk und Land ...
Es rinnt durch die Adern des Landes und rinnt,
pulst Haus an Haus und Wand an Wand ...

Leo Sternberg.

309. Ich habe schwer vor meinem Gott gerungen.

(1914.)

Ich habe schwer vor meinem Gott gerungen:
„Was soll die furchtbar grause Völkerschlacht?
Wozu denn schufest du die frischen Jungen,
auf die es jetzt von Todeskugeln kracht?
Warum denn gründetest du all die Herde,
an denen Mann und Weib so glücklich saß?
Wozu der Früchtesegen auf der Erde,
wenn alles nur der Kriegesflamme Fraß?

Mein Gott, wir nennen dich das große Gute,
und so viel Übel schickst du in die Welt?
Du darfst nicht zürnen, daß im Menschenmute
der Zweifel seine giftgen Stacheln schwellt.
Sind wir auch schwach und unwert deiner Gnade
und blieben, wenn du warntest, ungerührt —
hat deine Allmacht denn nicht andre Pfade,
darauf sie uns zu ihren Zielen führt?"

Da löste sacht von ihres Leibes Bürde
der Herr die Seele, die in Trauern lag,
und trug sie aufwärts, daß sie schauend würde,
in einen Raum, wo weder Nacht noch Tag.
Ich sah die ganzen Welten vor mir schwingen —
o Reigen, glanzdurchströmt und wundervoll! —
sah, wie die Sterne wurden und vergingen
und aus den Trümmern neues Leben quoll.

Und so vernahm ich meines Gottes Stimme:
„Was in dir zagt und zittert, halte still,
und wähne nicht, daß ich in kleinem Grimme
für euren kleinen Trotz mich rächen will.
Aus meiner Liebe ist das All geflossen,
und die im Größten stetig wirkt und schafft
hat sie nicht das Geringste auch umschlossen
mit ihrer tiefverstehend milden Kraft?

Wohin sich dein befreiter Blick auch wende,
auf Ordnung und Gesetze trifft er nur,
und was an Tod ich in die Schöpfung sende
ist allen frohen Keimens erste Spur.
Es gibt kein Welken, gibt nur ein Entfalten!
So schreit ich über niedre Bildung hin
zu immer höher-edleren Gestalten,
bis sie vollkommen sind, wie ich es bin.

Und warum so viel Leid vor meinem Throne?
Weil es der Liebe große Heiligung!
Hab ich doch einstmals nicht dem eignen Sohne
erspart die dornenvolle Wanderung.
Die über deinem Volk als Helden ragen,
wie sie mein Auge nie erhabner sah,
und jene Herzen, die um Teures klagen:
sie alle wandeln jetzt auf Golgatha.

Das ist der Weg zum Heile aller Wesen,
die ich als Ebenbilder mir erkor,
geläutert und vom Irdischen genesen,
hebt sich ihr bestes Teil zu mir empor.
Doch ihr, für deren Wohl die Opfer fallen,
ermeßt sie richtig, werdet ihrer wert
und lernt, daß eurem kurzen Erdenwallen
ein ungeheuer ernster Zweck beschert!"

So sprach der Herr im Angesicht der Welten,
und meine Seele kehrte schmerzgefeit
hernieder aus den ewgen Himmelszelten
ins enge kleine Haus der Sterblichkeit.
Dem höchsten Schöpferplan der Allvollendung
zu dienen, Mensch, trägst du das Lebensjoch.
Sei stolz! Begreife deine hehre Sendung:
Auch wenn dich Gott zerbricht — er liebt dich doch!

Ottomar Enking.

Menschheit.

310. Dem zwanzigsten Jahrhundert.

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
komm herab, gegrüßt, bewundert,
sonnenleuchtend, morgenklar!
Keine Krone trägst du golden,
doch ein Kranz von duftig holden
Frühlingsblüten schmückt dein Haar.

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet,
die wir einst so stolz gekrönet,
irren Freiheit hin und Recht.
„Heil den Ketten, die uns binden,
die uns ziehn und niederwinden,
goldne Ketten!" jauchzt der Knecht.

Wo du gehst, da bricht in Flammen
tausendjähriger Grund zusammen,
drauf die Knechtschaft wuchernd stand,
und der Hoffart morsche Götter
treiben hin wie Spreu im Wetter,
auf vom Schlafe fährt das Land.

Wo du gehst, da öffnen alle
Tiefen sich mit heißem Schwalle
und des Abgrunds Nacht wird Tag.
Glühend braust's in tausend Seelen,
Erd und Himmel zu vermählen,
dringt der Geist zum Sternenhag.

Schlagt die Zimbeln, spielt die Geigen,
süße Mädchen, schlingt den Reigen,
kränzt mit Grün den Maienbaum!
Auf, ihr Männer, Opfergluten
laßt von allen Bergen fluten,
auf, vorbei ist Nacht und Traum.

Wie ein Tempel sei die Erde,
daß der Mensch zum Gotte werde
todesmächtig, licht und hehr;
daß nicht Wasser und nicht Lüfte,
nicht der Zwietracht düstre Klüfte
trennen unsre Herzen mehr.

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
komm herab, begrüßt, bewundert,
sonnenleuchtend, morgenklar!
Keine Krone trägst du golden,
doch ein Kranz von duftig holden
Frühlingsblüten schmückt dein Haar.

Heinrich Hart.

311. Das Ganze.

Ein Laufwerk bauen sie deiner Brust ein
und spannen dich auf Federn
von Bedürfnissen und Rechten, Pflichten und Sitten,
die wirken,
daß dein Herz immer gleiche Stunde schlägt,
daß der Mensch Uhr wird,
und Zeit ihn durchrinnt, wie Wasser ein Sieb,
ungeformt,
nicht zu halten.

Brauch und Brunst hängen uns als Gewichte an,
ziehen abwärts schwer
und zwingen den Weiser unsres Wesens
zu sinnloser Drehung:
von Morgen zur Nacht,
vom Gestern ins Heute,
vom Frühling zum Winter,
vom Leben zum Tod,
immer der Tiefe zu,
rund im Kreise,
ohne Anfang und Ausgang,
auf gleicher Fläche,
ziellos, friedlos!

Unser bestes Leben ist im Traum,
befreit sich im Wunsch,
strebt in Sehnsucht, herrlich schweifender,
aus ins All
und sucht dort seine Grenzen,
nicht sein Gefängnis.

Erhebe dich, Mensch im Gehäuse!
Starr länger nicht nach dem Ruck des Zeigers und ahne:
Kraft lebt nicht allein,
gemessen, zugeteilt, ausgespart,
Kraft ist da,
geübt und verschwendet zu werden.

Schütte dich auf einmal hin, Freund,
doch vertropfe dich nicht
wie Zeit in einer Uhr! Karl Bröger.

312. Der blühende Hammer.

(Eine Legende von der Arbeit und vom Mai.)

Die Sonne segnet den kleinsten Halm!
Nur die Arbeit atmet noch Ruß und Qualm,
steht drinnen am Amboß und werktet und schuftet
und draußen leuchtet es, blüht und duftet ...

„Ist denn nicht heute Walpurgistag?
Da mag denn hämmern, wer hämmern mag!
Ich will hinaus in den Frühling schreiten,
will meine Arme ins Lichte breiten ..."
So spricht die Arbeit und geht aus dem Haus
der Mühe ins blühende Land hinaus.

Dort stößt sie mit wuchtiger Zorngebärde
den Hammer hinein in die lenzjunge Erde
und streckt sich daneben ins frischgrüne Gras ...

Sie sinnt über dies und sinnt über das,
schickt ihre Gedanken zu Wolken und Winden
und fühlt sich mit eins im Traum entschwinden ...

Der Hammer zu ihrer rechten Hand
ragt einsam hinaus ins ebene Land.
Da! — an dem kahlen, gedrehten Schaft
wirkt eine geheime Wunderkraft ...

Ein Keimen, ein Treiben, die Zweige sprossen,
gleich sind die ersten ins Blatt geschossen,
und im obersten Wipfel gebettet liegt
schon die erste Blüte vom Winde gewiegt.
Die zweite, die dritte ist aufgegangen;
bald ist das ganze Geäst behangen
mit roten Rosen, die grüßen weit
hinein in die feiernde Frühlingszeit ...

Um den blühenden Hammer, Hand in Hand,
stehn die schaffenden Brüder aus Stadt und Land.
Sie kommen alle, das Wunder zu sehn,
und jubelnd hört man die Kunde gehn:
„Jetzt blüht der Hammer in unsrer Hand!
Frei herrscht die Arbeit im freien Land!"
Karl Bröger.

313. Brüder.

Es lag schon lang ein Toter vor unserm Drahtverhau,
die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.

Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
und immer fühlt' ich's fester: Es muß mein Bruder sein.

Ich sah in allen Stunden, wie er so vor mir lag,
und hörte seine Stimme aus frohem Friedenstag.

Oft in der Nacht ein Weinen, das aus dem Schlaf mich trieb;
mein Bruder, lieber Bruder — hast du mich nicht mehr lieb?

Bis ich, trotz aller Kugeln, zur Nacht mich ihm genaht
und ihn gehohlt. — Begraben: — Ein fremder Kamerad.

Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrst dich nicht;
es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht. Heinrich Lersch.

314. Wunsch in die Zukunft.

(Meinen Söhnen.)

Du, der auf kurzen Beinen
trippelt durch die Welt,
hörst nicht das blutige Weinen,
das diese Tage durchgellt.

Du in der engen Wiege
schlummerst in guter Ruh.
Fahnen, Jubel und Siege
fallen dir wunschlos zu.

Ich aber stehe dazwischen,
der schweren Zeiten bewußt.
Wonne und Wehe mischen
sich seltsam in meiner Brust.

Wenn einst die letzte Hülle
eurer Kindheit reißt:
Wohin euch wohl die Fülle
eurer Erinnerung weist?

Daß kein Mensch fürder sterbe
durch eines Menschen Hand:
Erkennt ihr darin euer Erbe?
Fühlt ihr euch dem verwandt?

Ein Wunsch für euch, die Spätern,
macht mir die Seele weit:
werdet mir zu den Vätern
einer neuen Zeit. Karl Bröger.

315. Die neue Zeit.

Ich bin kein Held, wie ihn dein Traum verschönt,
mit Edelmut und Glorie umkrönt,
mit breiten Narben auf gestählter Stirn,
mit Schlachtgedanken im berauschten Hirn.

Ich bin ein Mensch, wie du und du,
sehnsüchtig ringend der Erlösung zu,
die sich aus Qual und Erdennot erhebt
und in die Zukunft sich verwebt.

Ich trage Schreck und Schrei und Angst
genau wie du, wenn du um Sonne bangst.
Ich widersteh' und halte stand
und hab' ein großes Vaterland.

Die lauten Worte sind im Sturm verrauscht,
das Herz begierig in die Stille lauscht,
als ringe sich aus ihrem Schoß
die neue Weisheit frei und los.

Die neue Weisheit — keiner kennt
den Glanz, der sie beseelt und brennt,
doch macht sie still und stark und gut
und sänftigt das erregte Blut.

Sie bringt die wundersame Zeit,
wo keine Schlacht mehr tobt und schreit
und Millionen Leiber zwingt
wo Liebe alle Welt umschlingt!

Max Barthel.

316. Frühlingsglaube.

Es wandert eine schöne Sage
wie Veilchenduft auf Erden um,
wie sehnend eine Liebesklage
geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
und von der Menschheit letztem Glück,
von goldner Zeit, die einst hienieden,
der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
zum einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
und böslich sie verloren gab,
der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller.

317. Der befreite Prometheus.

Vom Kaukasus hernieder schritt Prometheus;
er war erlöst, Zeus gab ihn frei.
Der Riese durfte endlich von dem Gletscher
herunter, drauf er büßend lag;
er durfte nun hinab auf seine Erde,
hin zu den Menschen, die er so geliebt,
daß er, der eignen Seligkeit zum Trotz,
das Feuer des Olympos für sie stahl.

Nicht dauerte den Götterkönig
der Himmelsgünstling, der abtrünnige.
Warum auch lockte die Versuchung ihn,
den Menschen Göttergut hinabzutragen;
er hatte seinen Lohn dahin,
den Heilandslohn,
nach der Olympier unerbittlichem Gesetz.
Verraucht nur endlich war der Zorn des Zeus
und Laune war's und Gnade, daß sein Blitz
vom Leib des Märtyrers die Fesseln sprengte,
die lavastarr gehärteten.

O lange Qual! O Leib, zerfleischt, entstellt!
Noch deckten Schwären die zerschundenen Knöchel,
kaum konnten die verkrümmten knorrigen Finger
das große Wundmal unterm Herzen schützen,
das frisch noch glänzte von den Schnabelschlägen
des Tag für Tag drin wühlenden Geierpaars.
O Tage voller Wut und Ohnmacht!
O Tag der Bitternis, da ihm die Hand,
die einst mit Bergen wie mit Würfeln spielte,
zum ersten Male
erlahmte vor der Übermacht des Neides,
des weltbeschattenden, der Götter all!
O Tag, als in Verzweiflung starb sein Trotz.

Doch nun war alles überwunden.
Erstickt die Kampfglut in den tiefen Augen.
Erloschner Gram, verlohte Leidenschaft
der einzige Ausdruck der zerfurchten Züge,
als trüg'er in sich, wie ein Fremder kalt,
nur die verbrannten Wurzeln seiner Kraft.
Um seine schmerzgeübte Stirne zauste
der eisige Wind des Haars ergraute Büschel.
So schritt er abwärts, der gebeugte Riese.

Nur ruhen wollt'er, ausruhn bei den Menschen.
Sie um sich sammeln, wie ein alter Vater seine Kinder.
Ihr Glück genießen, das sie ihm ja dankten.
Den Frieden sehn, der lichtfroh aufgegangen,
seit er den Himmelsfunken ihnen schenkte,
seit er den unstät Irrenden
den ersten warmen festen Herd gebaut.
Sich jetzt erfreun an den Geschöpfen,
die tierisch wild in Hader, Haß und Habgier
einst um das nackte Leben markteten,
die seine Tat ja erst zu Menschen schuf.

Und nieder kam er in die mildern Lüfte,
in's ebene Land; da sah er blühende Triften,
bebaute Äcker, wohlgehegte Gärten,
und ringsum lugten Dörfer aus dem Grün,
und weither prangten Zinnen sichrer Städte.
Da lachte seine Seele: Sieh doch Zeus,
war das nicht wert der tausendjährigen Pein?
Ja, meine Menschen will ich wiedersehen!

Und in die Dörfer ging er, in die Städte,
und sah die Menschen, sah sie leben, streben,
und ging und ging und suchte hin und her,
und fand:
weh, weh, des Anblicks: alles wie zuvor!
Haß, Hader, Habgier! Nichts war aufgegangen
als andre Habgier, andrer Hader, andrer Haß.
Nur eines fand er auf der Erde neu: den Neid –
den knechtischen, lichtscheuen Neid, o Ekel,
den Neid der Menschen um Besitz –
und war genug doch da, genug für alle.
In Hütten sah er, in die Burgen sah er;
doch es war alles eines,
war alles wie zuvor — und schlimmer noch.
Zuletzt und matt betrat er eines Priesters
entlegnen Hof. Da wohnte ja der Friede,
den er vergebens bei den andern suchte;
dort am geweihten Herd, wo hell des Dankes
heiliges Sinnbild glomm, die ewige Lampe,
wollt er noch einmal unter Menschen rasten
und dann auf immer in die Einsamkeit.
Zum Hausherrn, der die Flamme schürte,
sprach er:
„Ich bin Prometheus, laß mich ein bei dir!"
Der wandte sich erschrocken, blickte scheu
dem großen Mann ins seltsame Gesicht,
und schlich geduckt davon, und schloß sich ein,
und durch die Tür quoll eine fette Stimme:
„Ich brauch mein Bißchen selbst, verrückter
Graubart!
Prometheus, der ist tot — und kommt nicht
wieder.
Ja damals waren bessere Zeiten noch
als heute!"
Dann schlurften Schritte tiefer ins Gemach.
Nach stand der Wanderer. Da: ein Wanken,
und
der Qualgewohnte, auf die heilige Schwelle
schlug lang er hin, zum ersten Mal laut
schluchzend
und wehklagte: „O Zeus! sehr furchtbar
strafst du!
so nicht, so brauchtest du dich nicht zu rächen!
das war das Letzte! ich will sterben gehn!"
Und jäh und gellend riß sich
ein Lachen los aus der vernarbten Brust,
und brüllend, rasend rannt' er weg, der Riese:
Weg von den Menschen! weg! zum Meer! ins
Meer!
im Meer, da find' ich Ruhe! endlich Ruhe!"
Nun stand er oben, starr, auf steiler Klippe.

Und wieder sah er im Gelände unten
die blühenden Fluren, die beglänzten Triften,
bebaute Äcker, wohlgehegte Gärten,
und ringsum lugten Dörfer aus dem Grün,
und weither prangten Zinnen sichrer Städte.
Da überfiel ihn totgeglaubter Gram,
da überfuhr ihn nie erlebter Grimm,
brüllend vom Felsgrat brach er Stück auf
Stück, und
in rasender Blindheit Stück auf Stück anspeiend
schmiß er's hinab, spie, schmiß und tobend
flog übers Meer sein weinendes Gelächter:
„O könnt' ich so die ganze Brut zerschmeißen,
die mir mein Gut, mein göttliches veraast!
Ha, meine Menschen, ha ha ha! —."
Da horch, was scholl da? drang da nicht ein
Schrei,
ein Menschenschrei, ein Hilfeschrei herauf?
Er stierte; dunkel rollend ging die See,
von seinen Würfen sturmgleich aufgerührt,
und auf dem Gischt trieb halb zerschellt ein
Kahn,
und in den Strudeln rang ein Mensch ums
Leben.
Doch jetzt: schon schäumte von der stillern Flut
ein andres Boot heran, daraus warf sich
ein zweiter Fischer in die Brandung.
Und oben auf der Klippe stand Prometheus,
und stierte, stierte und erkannte sie:
auf seiner Wandrung hatt' er sie gesehen,
die ersten Menschen waren's, die er traf:
Todfeinde waren's — — und jetzt kämpften dort
der Feind, dem Feind vereint, um Feindes
Leben.
Und endlich siegten sie den schweren Sieg
und schleppten sich zum Strand und fielen
keuchend,
sprachlos vor Glück, Geretteter und Retter
einander in die Arme.
Und oben auf der Klippe stand Prometheus,
und sah ihr Hab und Gut im Meer versinken,
und sah sie lachen — — und nun jauchzten sie.
Da überfuhr ihn totgeglaubter Mut,
da überfiel ihn nie erlebte Demut,
und in die Knie taumelte Prometheus
und auf zum Himmel stammelte Prometheus:
„O Zeus! ich danke dir! du armer Gott!
Ich bin so reich, ich fühle wieder Liebe!
O laß mich leben, laß mich leiden!
Ich will noch einmal zu den Menschen hin."

Richard Dehmel.

318. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut!
Denn das allein
unterscheidet ihn
von allen Wesen,
die wir kennen.

Heil den unbekannten
höhern Wesen,
die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
sein Beispiel lehr' uns
jene glauben.

Denn unfühlend
ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
über Bös' und Gute,
und dem Verbrecher
glänzen, wie dem Besten,
der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
rauschen ihren Weg
und ergreifen,
vorübereilend,
einen um den andern.

Auch so das Glück
tappt unter die Menge,
faßt bald des Knaben
lockige Unschuld,
bald auch den kahlen
schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
großen Gesetzen
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
wählet und richtet;
er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
den Guten lohnen,
den Bösen strafen,
heilen und retten,
alles Irrende, Schweifende
nützlich verbinden.

Und wir verehren
die Unsterblichen,
als wären sie Menschen,
täten im Großen,
was der Beste im Kleinen
tut oder möchte.

Der edle Mensch
sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
das Nützliche, Rechte,
sei uns ein Vorbild
jener geahneten Wesen!

Wolfgang Goethe.

Anmerkungen.

14. Kithara: griech. Saiteninstrument. Kothurn: die Fußbekleidung des tragischen Schauspielers, die die Gestalt erhöhte. **29.** Thalatta (griech.): das Meer. Thalatta riefen nach Xenophon die zehntausend Griechen des Kyros, als sie auf dem Rückzug das Meer erblickten und damit die Heimkehr gesichert sahen. **30.** Zephyr: der Westwind. **48.** Proömion: Vorspruch. **70.** Sterke: Kuh. **76.** Mahadöh-Siwa, einer der höchsten indischen Götter. — Bajadere: öffentliche Tänzerin und Sängerin. **77.** Schwalch: Öffnung des Schmelzofens für den Eintritt der Heizgase. — Aschensalz: Pottasche. — Pfeifen: Zuglöcher am Gießofen. — Am „Bruch" einer erkalteten Metallprobe wird das Gemisch geprüft. — Der „Henkelbogen" verbindet Ofen und Glockenform. — Holm, die obere Wölbung, Kranz, der untere Rand der Glocke. **119.** Machangel-(Machandel-)baum = Wacholder, immergrüner Lebensbaum. **141.** Schon bald lenkte Goethe den Herzog auf allerlei Aufgaben, besonders auf Ilmenau, das arg heruntergekommen war. Nach sieben Jahren sah er den Erfolg: Ilmenau gehoben und den Herzog „zu wohltätiger Klarheit" durchgedrungen. So erinnert Goethe den Herzog nun zu seinem Geburtstag an eine Szene aus vergangenen Zeiten (s. Eckermann, 28. 10. 28): „Der mit der Tabakspfeife ist Knebel, Seckendorf ist der schlanke mit den langen feinen Gliedern, abseits in einer kleineren Hütte liegt der Herzog in tiefem Schlaf, davor sitzt Goethe „in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das seine Schriften angerichtet." Goethe selbst scheidet sich in zwei Personen, die erste spricht 1—85, tritt 86—91 an die andere, seine eigene frühere Gestalt, heran, diese spricht 92—155, dann verscheucht die erste das Bild." **163.** Hierophant: Priester. — Isis: ägyptische Göttin, Sinnbild der Naturkraft. **164.** Pelide: Achill, des Peleus Sohn. — Priams Tochter, Polyxena. — Der Thymbrier: der Apollon zu Thymbra. — Kassandra, laut nachhomerischer Sage von Apollon mit der Sehergabe beliehen, aber unter dem Fluch, daß sie bei den „ewig Blinden" keinen Glauben findet. — Hymen: der Gott der Ehe. — Der Pythische Gott: Apollon, dessen Priesterin in Delphi die Pythia hieß. — Stygischer Schatten: vom Styx, dem Strom der Unterwelt. — Proserpina, die Göttin der Unterwelt. — Kassandra sieht voraus, daß Achilles noch vor der Hochzeit vom Pfeil des Paris getroffen wird, daß sie selbst in Griechenland als Beute des Agamemnon mit ihm den Tod teilen würde. („Wissen um die Wahrheit ist Leid.") **187.** Färse: junge Kuh. — Seiger: (Sand-)Uhr. — Daguerre, der Erfinder der Lichtbildnerei. **200.** Atreus' Sohn: Agamemnon. — Der Atrid: Menelaus, der Gatte der Helena. — Oileus' Sohn: der jüngere Ajax. — Bruder: die Verse spricht Teukros im Gedenken an den Telamonier Ajax, der sich selbst den Tod gab, weil des Achill Waffen dem „schlauen, vielgewandten Odysseus (Ulysses)" zugefallen waren. — Neoptolemos, des Achilles Sohn. — Der Sohn des Tydeus: Diomedes. — Die Seherin: Kassandra. — („Vergänglich ist alles Irdische, darum laßt uns tätig dem Tag leben.") **217.** Pygmalion, Künstler, der sich in die selbst geschaffene Statue einer Jungfrau verliebt, sie erwacht in seinem Arm zum Leben. **223.** Uranide: Zeus, als Enkel des Uranos. — Styx: Fluß der Unterwelt. — Ceres Tochter: Proserpina, die vom Gott der Unterwelt geraubt auf die Erde zurückkehren darf, aber gebunden ist, weil sie Frucht der Unterwelt genossen hat. — Orkus: Unterwelt. — Phantome: Schattenbilder. — Hippodrom: Rennbahn. — Aurora: Morgenröte. — Hesperus: Abendstern. — Laokoon: troischer Priester, den zwei Schlangen umwanden als Strafe dafür, daß er mit der Lanze in das trojanische Pferd stieß. — Iris: Regenbogen. — Alcid: Herakles. — Kronion: Zeus, Kronos Sohn. **235.** Zu dem „Kreuz" von Köln wollte Engelbert die „Rose" von Berg hinzuhaben und enthielt darum Berg dem Bruder von Isenburgs Gemahlin vor. **238.** Der Dichter durchwandert die ganze Entwicklung der Kultur: auf die unberührte Natur folgt die ländliche Kultur, die Stadt kündigt sich an, die Stadt entwickelt sich bis zur Blüte, doch ihre Kultur entartet und die Menschheit kehrt zur Natur zurück. Ambrosische Nacht = erquickend wie Ambrosia. — Demeter = Ceres, die Göttin des Erdsegens und des Ackerbaus. — Faunen: Waldgeister. Cybele: Mutter des Zeus (Mutter Natur). — Penaten: die väterlichen Götter. — Der bläuliche Gott: Potamos, der Stromgott. — Dryade: Baumgöttin. — Mulciber; Hephäst (Vulkan) als Schmelzer des Erzes. — Thule: der äußerste Norden. — Amalthea füllt das Horn ihrer Ziege, es ist ein Sinnbild für die Segensfülle des Wassers. — Iris: Regenbogen. — Sykophant: Anzeiger. **239.** Cyanen: Kornblumen. — Troglodyte: Höhlenbewohner. — Ceres, die Göttin der Fruchtbarkeit durchwandert die Erde auf der Suche nach der von Pluto in die Unterwelt entführten Proserpina. — Themis: die Göttin der göttlichen und natürlichen Ordnungen. — Nymphen: niedere Göttinnen. — Oreaden: Bergnymphen, Najaden: Flußnymphen. — Der schilfbekränzte Gott: Potamos, der Flußgott. — Die leichtgeschürzten Stunden: Horen. — Trident: Dreizack. — Kamönen: hier gleich den neun Musen. — Cybele: die Göttermutter. — Götterkönigin: Here (Juno). **240.** Venus Amathusia von Amathus, dem Hauptsitz der Venusverehrung auf Zypern. — Oreaden: Berggöttinnen. — Dryas: Baumnymphe. — Najaden: Flußnymphen. — Lorbeer: Daphne, die vor Apollo floh und in einen Lorbeer verwandelt wurde. — Tantals Tochter: Niobe, die im Schmerz über den Tod aller ihrer Kinder zu Stein ward. — Syrinx, flieht vor Pan, wird zum Schilf verwandelt. — Philomela in eine Nachtigall verwandelt. — Demeter = Ceres. — Cythera: Aphrodite klagt um Adonis, den früh gestorbenen Geliebten. — Deukalion und Pyrrha, die einzigen, die der großen Flut entronnen, Gründer des neuen Menschengeschlechts. — Der Leto Sohn: Apollo. — Kamöne = Muse. — Isthmus: auf der Meerenge von Korinth fanden alle drei Jahre Spiele statt. — Evoe: der frohe Ruf des Gefolges von Bacchus, das Thyrsusstäbe trug. — Mänaden: rasende Weiber im Gefolge. — Der Thraker: Orpheus, der Sänger. — Linus: ein früh verstorbener Sänger. Alceste stirbt an Stelle ihres Gemahls, des thebanischen Königs Admet. — Orest und Pylades finden sich wieder. — Philoktet hatte die Pfeile des Herkules geerbt. — Das Zwillingspaar, die Dioskuren, Kastor und Polydeukes, überall Retter in der Not, besonders in Seenot, in den ersten in einer Sturmnacht auftauchenden Sternen sah man ihre Bilder. — Selene: Mondgöttin. — Pindus: Gebirge in Nordgriechenland. **260.** Massel: Roheisenstücke. — **281.** Der Narr ist Bruckner.

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Studienrat Dr. Hans Röhl. 4. Aufl. Geb M. 3.—, auch eine Geschenk- und eine Halbleder-Ausg. sind erhältlich

„Das Werk von Hans Röhl ist, um das Wichtigste gleich zu sagen, kein Unterhaltungsbuch, auch kein Nachschlagewerk. Es ist etwas unendlich Wertvolleres: ein Buch zum langsamen und besinnlichen Lesen, das ein Mann verfaßt hat, dem das volle Herz übergeflossen ist von dem Guten und Schönen unserer älteren und neueren Dichtung. Es ist ein Werk aus einem Guß, flott geschrieben, kenntnisreich und von klugem und gerechtem Urteil." (Pädagogisches Archiv.)

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Studienrat Dr. H. Röhl. (Teubners kleine Fachwörterbücher. Bd. 14.) Geb. M. 3.—

„Das Wörterbuch umfaßt in der Tat das Höchstmaß an Inhalt, Form und Organisation, das man erwarten kann." (Hamburger Universitäts-Zeitung.)

Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. Von Prof. Dr. Ph. Witkop. 2 Bände. 2. Aufl. Bd. I. Von Luther bis Hölderlin. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—. Bd. II. Von Hölderlin bis Nietzsche. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

„...In solcher Vollständigkeit und doch solcher Beschränkung besitzen wir kein Werk über Lyrik wie dieses, dessen Wert neben der wissenschaftlichen Bedeutung im Durchdringen der Materie mit dichterischem Einfühlen ruht. So werden die Namen zu lebenden Menschen, die durch die Wahrheit ihres Gefühls oder das Erkünstelte ihrer Dichtung uns nahetreten oder abstoßen." (Frauenbildung.)

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt u. eingeleitet von Ministerialrat Dr. G. Bäumer. 3. Aufl. M. 12 Abb. Geb. M. 5.—, auch in Halbleder mit Goldoberschnitt erhältlich

„Die Herausgeberin hat sich, wie die den Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen zeigen, liebevoll in diese Frauenseelen eingefühlt u. ihr Urteil immer wohl abgewogen; besond. i. d. Worten über Fr. v. Stein u. Christiane Vulpius tritt dies wohltuend hervor." (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Gottfried Keller. Von A. Köster. 7 Vorlesungen. Mit einem Titelbild. 4. Aufl. Geb. M. 2.60, in Halbleinen M. 3.—

„Mit feinstem Verständnis ist in dem Büchlein K.'s menschliche und künstlerische Entwicklung dargestellt. Es gibt kaum Treffenderes, als was hier über K. gesagt ist." (Züricher Zeitung.)

Einführung in das philosophische Denken. Für Anfänger und Alleinlernende. Von Prof. D. W. Bruhn. Geb. M. 3.—

Das Buch stellt sich die Aufgabe, nicht so sehr die Philosophie, sondern das Philosophieren zu lehren, den Leser hineinwachsen zu lassen in die philosophische Problemstellung, ihn anzuleiten aus geschichtlichem Anschauungsstoff die daraus zu gewinnende Erkenntnis selbst zu erarbeiten. So wird unnütze Vielwisserei und Abstraktion sowie oberflächlicher Dilettantismus vermieden und der kürzeste Weg zum Aufbau methodischer Wissenschaftlichkeit beschritten.

Weltanschauung. Ein Führer für Suchende. Von Oberstudiendirektor Dr. H. Richert. Geh. M. 2.50, geb. M. 4.—

Das Buch will der Jugend helfen in ihrer Weltanschauungsnot. Es will ihr keine Weltanschauung aufzwingen oder aufreden, nur ein Führer will es sein für den Aufstieg zu den erstrebten Höhen. Es zeigt darum, aus welchen Antrieben Weltanschauungen sich entwickeln, wie sie sich in Kunst, Wissenschaft und Religion äußern, mit welchen Methoden sie arbeiten und welche Typen philosophischer Weltanschauungen sich unterscheiden lassen.

Volk und Vaterland. Schaffen und Schauen. Band I. 4. Aufl. Geb. M. 9.—. Auch in 2 Teilbänden erhältlich: I. 1: **Das Deutsche Reich.** Land, Volk, Staat. Geb. M. 4.—. I. 2: **Das Wirtschaftsleben.** Volkswirtschaft, Wirtschaftspolitik Im Beruf. Geb. M. 5.—

Des Menschen Sein und Werden. Schaffen und Schauen. Band II. 3. Aufl. Geb. M. 7.—. Auch in 2 Teilbänden erhältlich: II. 1: **Menschenleben.** Leib und Seele, Lebensführung. Geb. M. 3.—. II. 2 **Geistesleben.** Kultur, Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Religion. Geb. M. 4.—

1789—1919. Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit. Von Prof. Dr. F. Schnabel. Kart. M. 3.—, geb. M. 4.—

Ein Bild des Werdeganges des deutschen Volkes im Rahmen der weltgeschichtlichen Entwicklung der letzten 130 Jahre in seiner erschütternden Tragik — eindrucksvoll durch die Art der Darstellung, die, auf jede Rhetorik verzichtend, die großen Entwicklungslinien und Zusammenhänge heraushebt. So kann es in besonderer Weise das Bedürfnis nach geschichtlicher Orientierung erfüllen, die allein von dem Drucke der Gegenwart zu befreien vermag.

Die antike Kultur in ihren Hauptzügen dargestellt von Oberstudiendirektor Prof. Dr. F. Poland, Direktor Prof. Dr. E. Reisinger und Oberstudiendirektor Prof. Dr. R. Wagner. Mit 118 Abb. im Text, 6 ein- u. mehrfarb. Tafeln u. 2 Plänen. In Halbleinen M. 8.—

„Dies Buch ist ein wundervolles Geschenk für jeden, der Freude an der Beschäftigung mit der alten Welt hat und sich nach einem einführenden Werk umschaut. Es ist ein vortrefflicher Überblick über die ganze Fülle des Stoffes, bei konzentriertem Inhalt übersichtlich disponiert und gut zu lesen, und durch reichen Bilderschmuck lebendige Anschauung vermittelnd." (Jenaische Ztg.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die als freibleibend anzusehenden Grundpreise sind Goldmarkpreise

Von deutscher Art und Kunst

Eine Deutschkunde

Herausgegeben von Walther Hofstaetter

4. Auflage. Mit 42 Tafeln und 2 Karten.

Gebunden M. 7.—, auch in Halbleder mit Goldoberschnitt erhältlich

Ein Bild all dessen, was deutsches Wesen ist, zu gewinnen helfen, will dieses Buch, indem es in Wort und Bild von deutscher Art und Kunst erzählt, vom deutschen Land, von dem, was in ihm lebt und wächst, von seinen Dörfern, Burgen und Städten, von all dem, was unser Volk an geistigen Gütern geschaffen in Sprache, in Sitte und Brauch, aber auch in der Wirtschaft, in Recht und Staat, in der Kunst, in Dichtung und Musik, von allem, was es gesonnen und gedacht, von da an, wo deutsche Stämme zuerst deutschen Boden betraten, bis zum heutigen Tage. So bietet das Buch einen zusammenfassenden Überblick über die Gesamtentwicklung unseres Volkes, der heute auch unseren Gebildeten oft noch fehlt, und vermittelt zugleich die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge sowie dessen, was in dem allen deutsch ist. Seit der 3. Auflage ist das Buch erheblich erweitert und verbessert unter Berücksichtigung der durch den Krieg und den Friedensschluß verursachten veränderten Verhältnisse. Neu hinzugefügt ist ein Abschnitt über Rasse und Volk. Erweitert bzw. gänzlich neu gestaltet sind die Abschnitte Dorf und Bauernhaus, Haus und Kriegsaltertümer, Deutsche Sprache, Deutsche Schrift, Bildende Kunst. Auch die Abbildungen sind erheblich vermehrt.

„Das Geheimnis dieses Buches liegt darin, daß es uns die Kraft und Weisheit im Allernächsten sehen lehrt. Es zeigt uns den Weg in unser eigenes Reich und Leben, in Land und Dorf und Haus der Deutschen. Das ist nicht wenig und zugleich ist es ein Weg in unbekanntes Land fast auch für die meisten unter unseren Gebildeten. Das Eigene, Neuartige und Mutige an dem Buche ist die Rundung der Einzelstoffe zum Gesamtbau, wie ihn Wissenschaft und Schule bisher nicht kannten." (Historische Zeitschrift.)

„Schön ist das Buch nicht nur in der musterhaft klaren Zergliederung des überreichlichen Stoffes durch die elf berufenen Einzeldarsteller, sondern auch durch das vielseitige, prächtige Bilderbeiwerk. Das deutsche Land nach Natur und Geschichte, der deutsche Mensch in seinem Aufstieg nach Sitte und öffentlichem Brauch, deutsche Kunst und Kultur: all das überblickt man nirgends so deutlich und übersichtlich in richtigem Zusammenhange wie hier." (Das Größere Deutschland.)

„Welch ein Reichtum des von unserem Volke Geschaffenen, welch eine Fülle des Packenden und Wissenswerten! Ja, so muß das ‚Deutsche' gelehrt werden, damit der Deutsche erst wieder einmal erkennt, wer er selber ist, damit er sich selbst begreifen und Freude an seinem völkischen Werdegange haben kann. Zu rühmen ist auch die Fülle prächtiger Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind, sowie das Verzeichnis von Werken, die dem Weiterstrebenden manchen guten Hinweis geben. Alles in allem kann Walther Hofstaetter des Dankes jedes Deutschen gewiß sein." (Konservative Monatsschrift.)

„Ein sehr geschickt zusammengestellter Überblick über die Grundlagen dessen, was man deutsch nennt. Das Ideal eines großen Gesamtbildes steht über dem Buch, das im Umriß die wesentlichsten Seiten des Deutschtums darstellt. Kein Geschichtsbuch, aber ein Buch, das jede Geschichte wohltuend ergänzt. Im wesentlichen für das heranwachsende Geschlecht bestimmt, gibt es auch dem Wissenden manches, wofür er dankbar ist." (Vossische Zeitung.)

„Das wertvolle Buch möchte man jedem deutschen Hause wünschen." (Hamburg. Schulztg.)

Leipzig · Verlag B. G. Teubner · Berlin

Anfragen ist Rückporto beizufügen